

Tutzinger Blätter

B 13829
ISSN 0930-732X

€ 3,00

No. **02 / 2013**

Letzte Ausgabe der Tutzinger Blätter

Informationen aus der
Evangelischen Akademie Tutzing



JAHRESEMPFANG 2013
Die Unternehmerin
Susanne Klatten
mahnte in ihrer Festrede
einen Wandel in
Gesellschaft, Politik und
in der Unternehmens-
kultur an.

Mehr darüber in dieser Ausgabe der Tutzinger Blätter

Inhalt



Der Jahresempfang 2013

Begrüßung im Ecksalon des Tutzinger Schlosses:
Barbara Zeil und Staatsminister Martin Zeil, Johanna Quandt,
Deborah Bedford-Strohm und Landesbischof
Prof. Dr. Heinrich Bedford-Strohm sowie Susanne Klatten und
Akademiedirektor Udo Hahn mit Sabine Rüdiger-Hahn (v.l.).
> Mehr über den Jahresempfang auf Seite xx



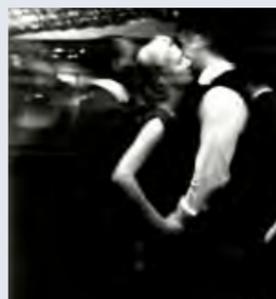
Silvester 2012

Dem Himmel entgegen:
malerisches Ende einer
Gedichtrezitation im letzten
Licht des Jahres.
> Mehr über die Silvestertagung
auf Seite xx



USA und China – weltwirtschaftliche Perspektiven

Durch den rasanten wirtschaftlichen Aufstieg Chinas ändern sich nicht nur die Beziehungen zwischen China und den USA. Vielmehr verschieben sich damit die weltwirtschaftlichen Kräfteverhältnisse insgesamt.
> Mehr auf Seite xx



Intimität

Die Intimsphäre lebt von tiefster Vertraulichkeit. Doch wehe, wenn das Intime verletzt wird. Über Glück, Geheimnis und Schrecken von Intimität erfahren Sie mehr auf >Seite xx

2 Jahresempfang 2013

Kontinuität im Wandel – über die Werte des Unternehmens im 21. Jahrhundert

Udo Hahn: Begrüßung des Akademiedirektors

Martin Zeil: Grußwort für die Bayerische Staatsregierung

Heinrich Bedford-Strohm: Grußwort für die Evang.-Lutherische Kirche in Bayern

Susanne Klatten: Kontinuität im Wandel – über die Werte des Unternehmens im 21. Jahrhundert

13 Silvester 2012

Suleika – Begegnung und Aufbruch im Neujahrsfest

Brigitte König: Nourouz in der Akademie

15 Veranstaltungskalender

16 Technik im Zeichen der Katastrophe

Zur Kultur der Kommunikation über Risiken

Fabian Karsch, Daniel Gregorowius und Christian Dürmberger:
Technik im Zeichen der Katastrophe

19 Intimität

Glück, Geheimnis, Schrecken?

Jan Georg Söffner: "Don't punch at your opponent, punch through him." (Joe Frazier)

Ein Versuch über die Intimität im Boxen

22 USA und China – weltwirtschaftliche Perspektiven

Andreas Falke: Fiscal Cliff, haushaltspolitischer Parteienzank und wirtschaftspolitische Unsicherheit.

Der gebremste wirtschaftliche Aufschwung in den USA

26 Ausgeleuchtet und durchleuchtet!? – Tutzinger Mediendialog

Michael Schröder, Susanne Prechtl: Geheimnis und Transparenz in der Mediendemokratie

29 In eigener Sache

– Dienstbeginn von Anton Abraham

– Thomas Lochte: Medientreff im Münchner PresseClub:
Und Gott chillte... - Kann Kirche Medien?

30 Freundeskreis

Bernd Matthes, Christian Schmidt: Von der Kanzel in die Bütt beim Freundeskreis Kulmbach

Wolfgang Meierhöfer, Ehrenfried Lachmann: Menschen in Israel
Bayerntag 2013: Kaufbeuren – eine protestantische Freie Reichsstadt

32 Publikationen

32 Impressum

Andacht

Jochen Wagner:

Nach den Sternen greifen – ein himmlisches Gefühl



Akademiedirektor Udo Hahn

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

die Evangelische Akademie Tutzing ist ein besonderer Ort. Das spüren die Gäste, die an unserer Tagungen teilnehmen. Die Anforderungen an unsere Arbeit wachsen stetig – und unser Ziel ist es, den Erwartungen und Wünschen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer an unseren Veranstaltungen zu entsprechen. Dies macht sich u. a. im Bereich der Kommunikation deutlich sichtbar. Hier herrscht großer Innovationsbedarf. So haben wir einen Online-Newsletter eingerichtet und vor einem Jahr eine Social-Media-Präsenz gestartet. Im Laufe des Jahres erfolgt der Relaunch der Homepage, die sich deutlich nutzerfreundlicher präsentieren wird.

Kommunikation kostet Geld. Neben Personal – mit Dr. Schwanebeck als Leiter unserer Presse- und Öffentlichkeitsarbeit und den beiden Studienleiterinnen Judith Stumptner und Hanna-Lena Neuser, die neben ihren Tagungen den Social-Media-Auftritt der Akademie gestalten – braucht es auch Finanzmittel in erheblichem Umfang. Freilich gilt auch bei uns: Personelle und finanzielle Ressourcen sind nicht steigerungsfähig. Die wachsenden Anforderungen verlangen nach einer Gewichtung. Die Antwort auf diese Herausforderung kann nur durch ein neues Medienkonzept gegeben werden.

Vor diesem Hintergrund haben wir beschlossen, die seit 1975 erscheinenden „Tutzingenblätter“ mit dieser Ausgabe einzustellen. Diese Entscheidung ist uns nicht leicht gefallen. Die Publikation bindet jedoch Personal und Geld in einem Maße, wie wir es für die neuen Kommunikationsaufgaben und die Vermittlung unserer Arbeit an anderer Stelle dringender benötigen. Wir werden auf Gedrucktes nicht verzichten. Doch immer mehr Menschen – auch die Generation 50 plus – decken ihr Informationsbedürfnis zunehmend ganz wesentlich über Online-Angebote. Hier muss auch unser Haus mit einer attraktiven Präsenz überzeugen.

Auf Gewohntes zu verzichten und Gewohnheiten zu ändern, das ist gewiss nicht leicht. Ich hoffe aber, dass Sie unsere Entscheidung nachvollziehen können.

Herzlich grüßt Sie

Ihr Udo Hahn

JAHRESEMPFANG DER AKADEMIE

KONTINUITÄT IM WANDEL – über die Werte des Unternehmens im 21. Jahrhundert

Wie lassen sich in Zukunft wirtschaftliche Interessen und die Bewahrung von Natur und Umwelt vereinen? Neue Kooperationsformen zwischen Wirtschaft, Staat und Gesellschaft sind offenbar notwendig, um den Wandel zu einer ressourcenschonenden Lebens- und Wirtschaftsweise zu ermöglichen.

Dabei spielt die gesellschaftliche Verantwortung des Unternehmertums eine tragende Rolle.

„Nur wenn wir uns in der Kunst der Haus-Haltung und Maß-Haltung üben, kann sich gesamtgesellschaftlich die Erkenntnis durchsetzen, dass mehr Wachstum nicht die negativen Folgen des Wachstums beseitigt“, betonte **Susanne Klatten** in ihrer Festrede auf dem Jahresempfang der Akademie. Vor den rund 400 geladenen Gästen aus Politik, Staat und Kirche warb die Unternehmerin für ein „Maßhalten als Zukunftsvision“. In seinem Grußwort wies der Stellv. Ministerpräsident und bayerische Wirtschaftsminister, **Martin Zeil**, darauf hin, dass die Soziale Marktwirtschaft ein beispielhaftes Modell für eine verantwortungsbewusste Wirtschaft sei. Aus den Grußworten und dem Vortrag der Unternehmerin **Susanne Klatten** nachfolgend einige Auszüge:

Akademiedirektor
Udo Hahn

Wir sind eine evangelische Akademie. Menschen begegnen Kirche. Und umgekehrt öffnet sich die Kirche hier der Welt. Wir wissen nicht die Antworten auf die brennenden Fragen der Zeit. Aber an diesem Ort herrscht ein günstiges Klima, konstruktiv und produktiv zu sein.

Wer sind die Menschen, die zu uns kommen? Es sind die Nachdenklichen und Verantwortungsbewussten, diejenigen, die nicht schon auf alles und jedes eine Antwort haben. Die Frage, die praktisch bei allen Themen im Hintergrund steht, lautet: Wie wollen wir leben? Wie wollen wir zusammen leben? Wie wollen wir in dieser Gesellschaft miteinander leben?

Das Lebensgefühl der Menschen heute ist von Unruhe geprägt. Wir leben in Spannung und Konflikt, zwischen der unbedingten Forderung, wir selbst sein zu müssen, und dem Zuspruch des Evangeliums, geborgen und getröstet zu sein nur jeweils am Rande des Abgrunds, der immer wieder aufreißt. Wir leben ein Experiment, weil nichts – mehr – sicher ist. Neben der Unruhe also auch die Unsicherheit. Nicht das indikative „so ist es“, sondern das suchende, bohrende, zweifelnde, fragende „ist es so?“

Wir alle leben aus der Vergangenheit und reflektieren diese Erfahrungen. Und wir planen ständig die Zukunft. Wir – das sind vornehmlich die Erwachsenen. Viele junge Leute leben eher nach dem

Yolo-Prinzip: Yolo – you only live once – Du lebst nur einmal. Yolo – das Jugendwort des Jahres 2012. Der Gedanke, der in diesem Motto steckt, ist christlich. Die Lebenshaltung, die es aber transportiert, ist alles andere als christlich. Sie sagt – durchaus positiv: nutze deine Chance. Sie legt aber nahe, in der Praxis alles aus dem Leben jetzt heraus zu holen. Denn wenn das Leben einmal zu Ende ist, ist alles aus – so die Sicht dieser Gruppe.

Viele junge Leute haben deshalb die Zukunft abgeschrieben. Sie sehen kaum eine Perspektive für ihr Leben, stehen in der Gefahr, die Hoffnung zu verlieren. Für uns alle sind die Flexibilitätszumutungen heutzutage enorm. Wie finden wir gemeinsam das rechte Maß zwischen Mobilität und Stabilität? Wir wissen, wie wir leben sollen. Eigentlich ist doch alles klar. Das Prinzip leuchtet ein: verantwortlich und nachhaltig sollen wir leben. So, als ob noch etwas kommt, das unseren Kindern und Patenkindern und Enkelkindern Zukunftschancen eröffnet.

Die ökumenische Jahreslosung für 2013 schärft den Blick dafür: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“ (Hebräer 13,14) Das Wissen, dass nach biblischen Maßstäben, noch etwas kommt, hat Folgen für das Hier und Jetzt. Wir werden im Lichte der weltweiten Entwicklung verzichten lernen müssen. Wem das zu hart klingt, für den habe ich eine andere Formulierung: Es geht darum, mit „genug“ zufrieden zu sein – und „vergnügt“ zu leben.

Die Evangelische Akademie Tutzing ist ein Ort, um die Zukunft zu denken. Nein, wir inszenieren in unserer Zukunftswerkstatt nicht die Katastrophe, sondern wir suchen mit allen Menschen guten Willens nach Auswegen. Und deshalb freuen wir uns ganz besonders, dass Sie, verehrte Frau *Klatten*, heute über „Kontinuität im Wandel – über die Werte des Unternehmens im 21. Jahrhundert“ sprechen.

Staatsminister
Martin Zeil

Ich darf Ihnen zunächst die Grüße und guten Wünsche des Bayerischen Ministerpräsidenten und der gesamten Staatsregierung für das Jahr 2013 übermitteln. Auch von meiner Seite alles Gute im Neuen Jahr, für Sie persönlich genauso wie für die wichtige Arbeit der Akademie. Diese Akademie liegt nicht zufällig an einem der schönsten Seen in Bayern. Sie liegt dort, weil sie ein Leuchtturm ist, der Orientierung gibt!

Solche Orientierungspunkte sind wichtig. Schließlich müssen wir wissen, wo wir stehen, wo wir herkommen und wo wir hinwollen. Das ist in unserer schnelllebigen und multimedialen Welt heute nicht immer leicht. Wie wäre es anders zu erklären, dass laut einer Allensbach-Studie erstmals in der langen Geschichte der Sozialen Marktwirtschaft so viele Mitbürger wie noch nie unsere Wirtschaftsordnung kritisch sehen. Und das, obwohl es den Menschen in Deutschland und speziell in Bayern zu Jahresbeginn 2013 ausgesprochen gut geht.

Soziale Marktwirtschaft braucht Zustimmung

Der Wohlstand kommt bei vielen Menschen an. Gleichwohl wissen aber viele offensichtlich nicht mehr, worauf dieser Wohlstand beruht: Der Pfeiler, der das alles trägt, ist unsere Soziale Marktwirtschaft. Ein Wirtschaftsmodell, um das uns so viele andere Staaten in aller Welt beneiden. Damit diese Erfolge auch in Zukunft möglich sind, ist unsere Soziale Marktwirtschaft auf die Zustimmung der Bürgerinnen und Bürger in diesem Land angewiesen. Was ist also zu tun?

Gute Ordnungspolitik fehlt

Wir brauchen erstens eine klare Ordnungspolitik, die unmissverständlich trennt zwischen dem, was Aufgabe des Staates und was Aufgabe des Marktes ist. Die Soziale Marktwirtschaft braucht einen starken Staat. Sie braucht aber auch einen Staat, der seine Grenzen kennt: der zwischen vernünftigen Regeln und überbordender Bürokratie zu unterscheiden weiß und der die positiven Kräfte marktwirtschaftlichen Wettbewerbs garantiert, ohne sich selbst anzumäßen, besser zu wirtschaften als Unternehmen. Das kann er in der Regel nämlich nicht!

Finanzkrise und Vertrauensverlust

Die Finanzkrise von 2008/2009 hat die Soziale Marktwirtschaft viel Zustimmung gekostet. Aber es ist fatal, dass sich viele aus Enttäuschung über die Märkte jetzt in den vermeintlich allwissenden Staat flüchten. Es ist ja richtig, dass hochriskante Geschäfte, falsche Finanzprodukte, kurzfristig denkendes Management und zum Teil auch blanke Gier und Hybris, der Glaube an das schnelle Geld, die Finanzkrise befeuert haben.

Richtig ist aber auch, dass eine zu lasche Regulierung, eine unzureichende Finanzaufsicht und auch eine Politik des lockeren Geldes dies alles erst möglich gemacht haben. Nicht ein Versagen der Sozialen Marktwirtschaft war die Ursache der Finanzkrise. Es waren Verstöße gegen die Kernprinzipien unserer Wirtschaftsordnung, die der Finanzkrise den Weg bereitet haben. Gerade das Fehlen eines fairen Wettbewerbs und entsprechender Regeln hat doch die Probleme verursacht.

Die Spieler am Finanzmarkt haben für sich Anlagechancen in Anspruch genommen. Die Risiken und die Verantwortung für ihre Spekulation haben sie jedoch auf die Allgemeinheit abgewälzt. Das widerspricht ja dem zentralen Prinzip der Sozialen Marktwirtschaft, wonach Handlung und Haftung zusammen gehören und zwei Seiten derselben Medaille sind.

Für Grundprinzipien werben

Es ist auch unsere gemeinsame Aufgabe, die zentralen Prinzipien der Sozialen Marktwirtschaft wieder einer Mehrheit verständlich zu machen und aktiv für sie zu werben. Wir müssen deutlich machen: Eigenverantwortung und im Bedarfsfall solidarische Hilfe zur Selbsthilfe – das sind die zentralen Tugenden, mit denen wir die aktuellen Herausforderungen bestehen werden. Gleichzeitig sind



(1) Seine Königliche Hoheit Prinz Ludwig von Bayern



(2) Staatsminister Dr. Wolfgang Heubisch, MdL, Bayerisches Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst



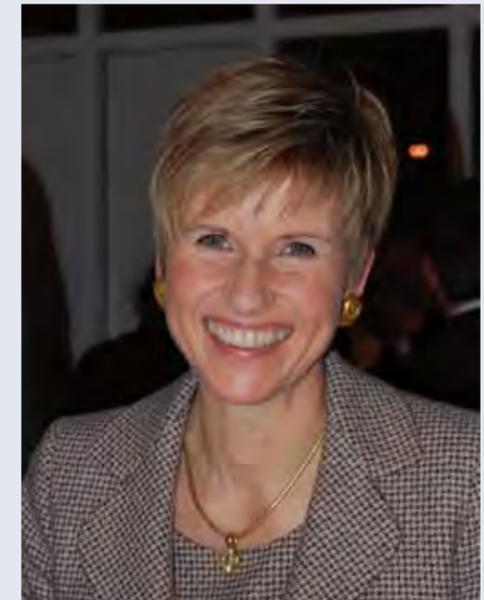
(3) Prof. Dr. Dr. h. c. Wolfgang A. Herrmann, Präsident der Technischen Universität München



(4) Pfarrer Jürgen Fliege und Ministerpräsident a.D. Dr. Günther Beckstein

Fotos: 1, 5, Haist / Fotos: 2, 3, 4, 6 Schwanebeck

(5) Akademiendirektor Udo Hahn bekräftigte mit einem Blick in die Zukunft: „Wir werden verzichten lernen müssen. Es geht darum, mit genug zufrieden zu sein und dennoch vergnügt zu leben.“



(6) Die BMW-Großaktionärin und Unternehmerin Susanne Klatten hob die Verantwortung der Wirtschaft für Umwelt und Gesellschaft hervor. „Nur wenn wir uns in der Kunst der Haus-Haltung und Maß-Haltung üben, kann sich gesamtgesellschaftlich die Erkenntnis durchsetzen, dass mehr Wachstum nicht die negativen Folgen des Wachstums beseitigt.“

(7) Der bayerische Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm betonte, dass sich das westliche Wohlstandsmodell nicht auf die ganze Welt übertragen lasse, denn „diese Lebensweise verbraucht immer mehr natürliche Ressourcen“. Für die nötige Umorientierung komme den Unternehmern eine Schlüsselrolle zu, so Bedford-Strohm.

das wesentliche Elemente der evangelischen Sozialethik, die das Wertefundament der Sozialen Marktwirtschaft bilden.

Der Staat muss die Rahmenbedingungen schaffen, damit der Mensch im marktwirtschaftlichen Wettbewerb bestehen kann. Dabei geht es aber nicht um einen zügellosen Wettbewerb. In der Sozialen Marktwirtschaft ist der Staat Garant für einen fairen Wettbewerb mit Regeln. Dadurch ist gewährleistet, dass jeder eine Chance hat. Das ist das eigentlich Soziale an unserer Wirtschaftsordnung. Ein derart gestalteter Wettbewerb ist das Versprechen an jeden Einzelnen, nach seinen jeweiligen Fähigkeiten und Neigungen am Wohlstand teilhaben zu können.

Keine Mindestlöhne

Deswegen halte ich beispielsweise auch einen allgemeinen, branchenübergreifenden Mindestlohn für falsch. Wir brauchen keinen Staat, der sich in die gut funktionierende Tarifautonomie einmisch und Löhne festlegt. Wir brauchen stattdessen einen starken Staat, der fairen Wettbewerb garantiert. Wir brauchen gleichzeitig einen Staat, der dafür sorgt, dass sich Initiative und Kreativität in unserem Land frei entfalten können.

Ich will erreichen, dass der Freistaat das erste Land sein wird, das bis zum Jahr 2015 eine Arbeitslosenquote von weniger als drei Prozent aufweist. Den Menschen Arbeit zu geben, ist das Sozialste, was Wirtschaftspolitik leisten kann. Denn man gibt den Menschen damit auch Selbstachtung und Würde.

Die europäische Schuldenkrise

Wir stehen zu Europa. Die Krisenstaaten können auf die Solidarität der Bayerischen Staatsregierung bauen. Aber Solidarität endet dort, wo wir für die Schuldenpolitik anderer Staaten in Haftung genommen werden sollen. Haftung und Haftung gehören auch hier zusammen, wenn wir organisierte Verantwortungslosigkeit verhindern wollen. Jedes Land muss – genau wie jeder Unternehmer und jeder Privatmann – für seine Verpflichtungen selber einstehen. Hilfen darf es nur dann geben, wenn die notwendigen Strukturreformen hin zu mehr Wettbewerbsfähigkeit auf den Weg gebracht werden. Auch hier kann die Soziale Marktwirtschaft wichtige Orientierungspunkte liefern.

Landesbischof

Heinrich Bedford-Strohm

Meine Damen und Herren, auch ich möchte Sie alle herzlich willkommen heißen. Dass auch dieses Jahr wieder so viele Menschen sich entschieden haben, hierher zum Jahresempfang der Evangelischen Akademie Tutzing zu kommen, ist ein starkes Zeichen. Es ist ein Zeichen für die hohe Reputation, die sich dieses Haus in den letzten Jahrzehnten erworben hat.

Wohlstandsmodell und Ressourcenknappheit

Unsere Gesellschaft sucht nach Orientierung. Die Wirtschafts- und Finanzmarktkrise hat vieles in Bewegung gebracht. Jeder weiß, dass unser Wohlstandsmodell nicht übertragbar ist auf die ganze Welt. Gleichzeitig erleben wir etwas, was wir die ganzen Jahre erhofft haben: dass arme Länder sich entwickeln und zu Wohlstand kommen. China ist das wichtigste Beispiel. Wie ungleich die Verhältnisse noch immer sind, wird deutlich, wenn wir uns die Unterschiede in der Pro-Kopf-Emission von CO2 klarmachen: In den USA sind es 18 t pro Jahr, in Deutschland rund 9, in China 5, im weltweiten Durchschnitt 4 und in Tansania 0,2. Ökologisch einigermaßen verträglich wären 2 t. Allein dieses kleine Schlaglicht zeigt: Wenn wir jetzt nicht umsteuern, weil wir an unserem immer mehr natürliche Ressourcen verbrauchenden Wohlstandsmodell kleben, dann wäre das verantwortungslos.

Von Gott als dem Schöpfer zu sprechen, heißt immer wieder in Distanz zu gehen zu sich selbst und dem eigenen Ort in der Schöpfung, und zu verstehen, dass die Erde nicht unser Besitz ist, sondern ein uns von Gott anvertrautes Gut.

Ziele für eine Neuordnung der weltweiten Zivilisation

Der Rat der EKD hat in seiner Stellungnahme 2009 zur Wirtschafts- und Finanzmarktkrise „Wie ein Riss in einer hohen Mauer“ beschrieben, an welchen Zielen sich die Neuorientierung unserer weltweiten Zivilisation und der sie prägenden Ordnung orientieren muss: Eine neue Ordnung „braucht als Ziele

- eine Wirtschaft, die den Menschen heute dient, ohne die Lebensgrundlagen zukünftiger Generationen zu zerstören, sowie
- eine (Welt-)Gesellschaft, die die Verbesserung der Situation ihrer ärmsten und schwächsten Mitglieder zu ihrer vorrangigen Aufgabe macht, und
- schließlich ein Finanzsystem, das sich in den Dienst dieser Aufgabe stellt“.

Wollen wir diese Ziele wirklich ernsthaft verfolgen, dann muss sich unsere Diskussion verändern. Wenn wir heute über notwendige Maßnahmen diskutieren, die die Unvereinbarkeit unseres Wohlstandsmodells mit der Erhaltung der Erde überwinden sollen, kommt häufig das Argument: Aber wenn wir das tun, bricht unsere Wirtschaft zusammen. Oder: das kann niemand bezahlen. Oder: das zahlen am Ende die kleinen Leute. Und häufig sind diese Besorgnisse sehr gut nachvollziehbar.

Die Frage aber ist: Was folgt daraus? Erledigt sich die Forderung nach einem Umsteuern mit solchen Problemanzeigen? Sagen wir damit dann letztlich: Wir können die Zerstörung der Erde leider nicht verhindern, weil das unsere heutigen Interessen einfach zu sehr beeinträchtigen würde?

Das können wir vernünftigerweise natürlich nicht sagen. Denn im Horizont christlicher Verantwortung muss die Fragerichtung gegenüber dem, was wir häufig voraussetzen, umgekehrt werden. Nicht: Wieviel Naturwohlstand ist möglich, wenn wir unser ge-

wohntes Wohlstandsmodell aufrechterhalten wollen? Sondern: Wie können wir unseren Wohlstand so gestalten, dass er mit den Grenzen, die uns die Verantwortung gegenüber der Natur und den Menschen, die auch in Zukunft mit ihr und von ihr leben wollen, erlaubt?

Das ergibt eine klare „job description“ für Forschung und Technik sowie für unternehmerische Tätigkeit: Forschung und Technik und kreatives Unternehmertum haben die Aufgabe, ein Leben zu unterstützen, das materiellen Wohlstand mit Beziehungswohlstand und Naturwohlstand zu vereinbaren weiß.

Unternehmerinnen und Unternehmer werden für die Frage, ob die notwendige Umorientierung gelingt, eine Schlüsselrolle spielen. Weil Unternehmerinnen und Unternehmer für die Bewältigung der Herausforderungen so wichtig sind, freue ich mich sehr, dass wir heute Abend *Susanne Klatten* zu Gast haben. Sie hat als Unternehmerin viel Erfahrung sammeln können. Ich bin sehr gespannt, was sie uns über „Die Werte des Unternehmens im 21. Jahrhundert“ sagen wird.

Susanne Klatten

Den guten Wünschen für das neue Jahr möchte ich mich ausdrücklich anschließen: Ich hoffe, dass der Jahreswechsel Ihnen allen etwas Raum gelassen hat, um Kraft zu schöpfen und mit etwas Muße und noch mehr Zuversicht auf die mit dem neuen Jahr verbundenen Aufgaben und Herausforderungen zu blicken.

Die Dauerkrise der Gegenwart und die Herausforderung der Transformation

Wo werden wir als Gemeinschaft hinsteuern, erst recht als globale – wer von uns vermag das zu sagen? Wer will sich so genau mit dieser Frage auseinandersetzen, in einer Zeit, die reich an Katastrophen und Prophezeiungen apokalyptischen Ausmaßes ist? Erst wenige Tage sind vergangen, seitdem die Welt laut Maya-Kalender eigentlich hätte untergehen sollen. Man könnte derartige Ereignisse geflissentlich ignorieren, wäre da nicht die Frage, warum Prophezeiungen wie diese eine solche Faszination ausüben und eine derartige Präsenz in der Öffentlichkeit einnehmen? Ist dies Ausdruck eines „gesunden“ Unbehagens an den Errungenschaften unserer Zivilisation oder schon als „pathologisch“ zu bezeichnen?

Fürchten wir vielleicht, dass wir alle nur ein ohnmächtiger Teil eines großen Weltenschicksals sind und uns aller Fortschrittsglaube und alle Technik am Ende des Tages nichts nützen wird? Was also können wir wissen? Was sollen wir tun? Was dürfen wir hoffen? Und was können wir als Individuen überhaupt noch bewirken?

Viel ist darüber geschrieben worden, dass sich die Krise in der Gegenwart zum eigentlichen Ankerpunkt unserer Selbstwahrnehmung entwickelt hat. Eine unklare Gegenwart wird mit Begriffen des „Post“ und des „Peak“ sondiert. Peak oil, peak soil, peak platinum, peak car, ... peak everything – überall sind Höchstmarken überschritten worden; von jetzt an kann es wohl nur noch bergab

gehen. Mit den sogenannten „Post-Theorien“ werden die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit, die „Zäsuren des neuen Jahrtausends“ (Die ZEIT) verarbeitet. Sie stellen den Versuch dar, das Zeit-Bewusstsein zu schärfen. Das Bewusstsein dafür, in welcher Epoche wir eigentlich leben.

Doch: Ist es überhaupt noch eine Epoche? Oder vielleicht eine Transformationsperiode? Die Dauerkrise der Gegenwart als ein endloser Übergang in etwas Neues, für das es noch keinen Begriff gibt?

In dieses Bild passt die Ungewissheit der heutigen Elterngeneration, die für ihre Kinder mit keiner entscheidenden Verbesserung der Lebenschancen bzw. der Lebensqualität mehr rechnet. Viele junge Menschen geben sich entsprechend pragmatisch bis desillusioniert. Was, so fragen sie sich, sollen sie von der Zukunft noch Gutes erwarten können? Was wird ihnen bleiben, wenn der Ressourcenverbrauch weiterhin ungebremst fortschreitet? Wie lange wird der Generationenvertrag noch existieren, oder ist er schon längst gebrochen? Was für gemeinschaftliche Errungenschaften werden in 50 Jahren noch übrig sein? Mit Blick auf die heutige Jugend hat unlängst das Wort von der „Generation Erblast“ die Runde gemacht.

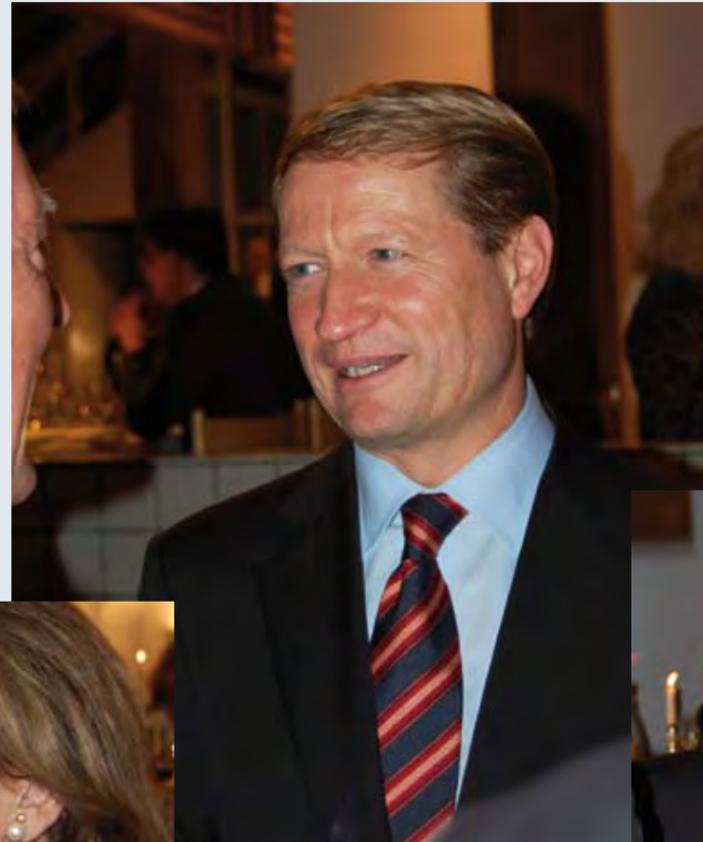
Und in der Tat: Das Erbe, das wir hinterlassen, könnte „belastender“ kaum sein. Die Auswirkungen der demographischen Entwicklung bilden dabei nur einen Teilbereich derjenigen Fragen, auf die die kommende Generation umso dringlicher Antworten wird finden müssen. Was erforderlich ist, hat der Wissenschaftliche Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen in seinem Gutachten aus dem Jahre 2011 mit dem Begriff der „Großen Transformation“ umschrieben: Ein umfassender gesellschaftlicher Wandel, der hinsichtlich seines fundamentalen Charakters bzw. seiner „Eingriffstiefe“ weltgeschichtlich nur mit der neolithischen und der industriellen Revolution vergleichbar ist. In der Konsequenz bedeutet dies eine grundlegende Änderung von Infrastrukturen, Produktionsprozessen, Regulierungssystemen und Lebensstilen. Die Transformation umfasst alle Gesellschafts- und Lebensbereiche.

Doch damit nicht genug: Angesichts des rasant fortschreitenden Klimawandels erfordert dieser Umbruch nichts weniger als die „Gestaltung des Unplanbaren“: „Die bisherigen großen Transformationen der Menschheit waren weitgehend ungesteuerte Ergebnisse evolutionären Wandels. Die historisch einmalige Herausforderung bei der nun anstehenden Transformation zur klimaverträglichen Gesellschaft besteht darin, den umfassenden Umbau aus Einsicht, Umsicht und Voraussicht voranzutreiben.“ So das Gutachten des Beirats.

Die Chancen des Unbekannten

„Kein unendliches Wachstum auf einem endlichen Planeten“ – so die einfache wie bestechende Erkenntnis des ersten Berichts an den Club of Rome vor nun mehr als 40 Jahren. Sie hat seinerzeit weltweit zu heftigen Debatten geführt. Der Vierte Bericht an den Club of Rome mit einer Prognose für das Jahr 2052 ist im Frühjahr des vergangenen Jahres erschienen und eher „pflichtschuldig“ zur Kenntnis genommen worden. Und dies, obwohl er ein auftrüttelndes Bild von der Welt in 40 Jahren entwirft. Sein Verfasser, Jørgen Randers, hat ihn mit einem eindringlichen Appell zum Handeln verbunden: „Bitte helfen Sie mit, dass meine Prognose sich als falsch erweist!“

(1) Ulrich Wilhelm, Intendant des Bayerischen Rundfunks



(2) Dr. Charlotte Knobloch, Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern und Vizepräsidentin des Jüdischen Weltkongresses (WJC)



(5) Prof. Dr. Dr. h. c. Hans-Jürgen Papier, der frühere Präsident des Bundesverfassungsgerichts in Karlsruhe



(6) Seine Königliche Hoheit Dr. Oskar Prinz von Preußen



(3) Gerhard Engel (li.), der langjährige Präsident des Bayerischen Jugendrings (BJR), und Staatsminister a.D. Eberhard Sinner, MdL.



(4) Als beispielhaftes Modell für eine verantwortliche Wirtschaft bezeichnete der bayerische Wirtschaftsminister Martin Zeil (FDP) die Soziale Marktwirtschaft. Sie gewährleiste fairen Wettbewerb, der sich auch an ethischen Regeln ausrichte.

Fotos: 1, 2, 3, 4, 5 Schwanebeck / Foto: 6 Haist

Wie ist diese Reaktion zu erklären? Es ist ja gemeinhin bekannt: Prognosen sind besonders dann schwierig, wenn sie die Zukunft betreffen. Die meisten erweisen sich bereits nach wenigen Jahren als nicht zutreffend oder revisionsbedürftig. Der deutsche Wald – es gibt ihn noch! Zu Beginn des neuen Jahrtausends sind die Rechneretze nicht abgestürzt. Und auch unsere Ökonomen tun sich bekanntlich schwer damit, die wirtschaftliche Entwicklung korrekt vorherzusagen – für das folgende Jahr, wohlgeachtet!

Doch wenn wir intuitiv auf die Unwägbarkeit der Zukunft, den menschlichen Erfindergeist und unser Anpassungspotential bauen, woher – so fragt sich – rührt dann das Gefühl der Krise, die in der Absicherung gegen Risiken jeglicher Art und in vermehrten Anstrengungen zur Bewahrung des Status Quo ihren Ausdruck findet? Sollte es uns dann nicht möglich sein, uns mit mehr Optimismus und größerer Neugierde auf das Unbekannte einzulassen?

Hierfür gibt es gute Gründe: Schließlich ist das Umfeld, in dem wir uns täglich bewegen, ärmer an Gefahren und Bedrohungen denn je. Mehr Möglichkeiten zur Entfaltung hat es in der Geschichte nie gegeben. Zu keiner Zeit hat eine Gesellschaft ihren Mitgliedern mehr Chancen geboten als in der Gegenwart. Das Projekt Europa schreitet voran. Zu keinem Zeitpunkt zuvor hat es ein solches Maß an Integration, an Austausch und Debatten über Grenzen hinweg gegeben. Ähnliches gilt für die Wissenschaft. Auch hier sind die Möglichkeiten zu keinem Zeitpunkt größer gewesen als gegenwärtig. Mit der Entdeckung des Higgs-Bosons wurde im vergangenen Jahr ein historischer Durchbruch erzielt; ein Meilenstein in der Geschichte der Wissenschaften mit kaum zu unterschätzenden Implikationen für die Forschungs- und Entwicklungsmöglichkeiten in den nächsten Jahrzehnten.

Angesichts derartig vielfältiger Entwicklungspfade scheint das eigentliche Problem nicht in der Ermangelung, sondern im Überangebot von Möglichkeiten zu liegen. Auch in dieser Hinsicht hat unsere Gesellschaft ihren Mitgliedern zu keinem Zeitpunkt mehr Chancen geboten als heute. Und doch ist deren Fülle in der öffentlichen Wahrnehmung nur wenig präsent. Vielleicht, weil auch dies schlussendlich ein Kennzeichen unserer „Post“-Ära ist: ein nur geringfügig ausgeprägtes Bewusstsein, dass Chancen nicht ohne Risiken zu haben sind. Und dass Risiken zugleich immer auch Chancen bergen. Entsprechend changieren wir zwischen der Affirmation und der Verdrängung des Wandels.

In der öffentlichen Debatte wird das Schwarze an die Wand gemalt. Abstrakte Risiken – mathematische Konstrukte, die keinen lebensweltlichen Sinn besitzen – werden bereitwillig zu konkreten Gefahren umgedeutet. Gleichzeitig werden fundamentale Risiken verharmlost. Gefährdungen werden übernervös wahrgenommen. Der „Sicherheitskonsum“ nimmt vor diesem Hintergrund stetig zu. Angstberatung hat Konjunktur! Bitte bloß keine Experimente! Dabei bedarf es heute mehr denn je einer gelebten Aufbruchstimmung, einer Befähigungskultur, die konsequent zur Nutzung der sich bietenden Chancen und Potenziale ermutigt, damit die entscheidenden Herausforderungen angegangen und gemeistert werden können.

Entscheidend für die Wandlungsfähigkeit unserer Gesellschaft wird dabei sein, welches Bild wir uns von Wandel, Entwicklung und Fortschritt machen. Inwieweit ist die Hoffnung überhaupt berechtigt, dass wir das bisher „Unplanbare“ mittels unserer technischen Fertigkeiten nun tatsächlich planen, aktiv gestalten können?

Die Kraft des Wandels

Die Wirklichkeit ist immer vielschichtiger, komplexer und vor allem auch dynamischer als unsere Wahrnehmung von ihr – diese Erkenntnis ist alles andere als neu. Und doch ist sie heute, vor dem Hintergrund globaler Komplexität, permanenter Beschleunigung, einer immer engeren Taktung von Abläufen, Prozessen und Biographien hochaktuell. Dieses Prinzip anzuerkennen und zum Grundsatz unserer Betrachtung von Welt und Wirklichkeit zu machen, hierin liegt eine der wesentlichen Aufgaben unserer Zeit. Umwelt und Gesellschaft sind in permanenter Bewegung. Wo vermeintlich stabile Ordnungen und Gleichgewichte herrschen, verfügt auf längere Sicht doch einzig das Prinzip des Wandels über Kontinuität.

Ich bin der Überzeugung, dass wir aus einem entsprechenden Bewusstsein heraus viel Kraft und Zuversicht schöpfen können. Denn letztlich bleibt uns nur diese Kraft des Wandels. In sie müssen wir uns gleichsam „stellen“. Das Bewusstsein für Komplexität wird unser Leben um neue „Grenzerfahrungen“ bereichern. Wir sehen uns aufgefordert, unser Denken in der Auseinandersetzung mit neuen Grenzen und Unsicherheiten, die sich hieraus ergeben, zu schulen.

Wirtschaft als Schule des Wandels

Auch große Philosophen oder Glaubenslehrer, wie Augustinus oder Luther, haben ihr Denken in der Auseinandersetzung mit der Unsicherheit und dem Zweifel geschult. Vergleichbar sollten wir Kraft für unser Tun, für den Aufbruch ins Neue schöpfen, indem wir uns offen, mitunter auch „spielerisch“, mit dem Ungesicherten auseinandersetzen. In Laboren und Kreativräumen, in denen man experimentieren darf. In Kunstateliers und Museen, die Begegnungen auf ungesichertem Terrain ermöglichen. Oder, indem wir die Komplexität des Alltags neu entdecken und uns zur Abwechslung vielleicht einfach mal darüber wundern, dass überhaupt etwas funktioniert, anstelle dass mal wieder nichts zusammengeht – was trotz raffiniertester Steuerungssysteme immer noch häufig genug der Fall ist!

Beispiele wie diese führen uns vor Augen, dass uns das gesellschaftliche Miteinander eine Vielzahl von Vertrauensleistungen in das Zusammenspiel von Mensch und Technik abverlangt, die wir selbstverständlich und völlig unbewusst erbringen. Ebenso unbewusst wird von vielen die Fähigkeit der Wirtschaft zu Wandel und Innovation vorausgesetzt, wobei auch diesen Prozessen inzwischen eine permanente Schulung an Unsicherheiten zugrunde liegt. Der Unternehmer ist in diesem Sinne ebenso ein „Künstler“, der seine Aktivitäten am Markt beständig neu ausrichtet und justieren muss.

Ich bin überzeugt davon, dass die wirtschaftliche Erfolgsgeschichte unseres Landes uns in besonderer Weise dazu ermutigt, auf die Kraft des Wandels zu bauen. Gerade die besondere Betonung der gesellschaftlichen Verantwortung des Unternehmertums in Verbindung mit den Prinzipien von Freiheit und Wettbewerb hat die deutsche Wirtschaft zu einer kontinuierlich hohen Innovationsleistung befähigt. Traditionelle Strukturen sind hierdurch immer wieder aufgebrochen und neue Entwicklungen eingeleitet worden. Permanenter Strukturwandel war hier schon immer Programm!

Wir sollten um diesen besonderen Wert unserer Wirtschaft als „Schule des Wandels“ wissen und uns immer wieder auf diese Wertebasis unseres gesellschaftlichen Wohlstands zurückbesinnen.

Wie wollen wir in Zukunft leben?

Für welche Zukunft aus der Fülle der möglichen wollen wir als Gesellschaft tatsächlich verantwortlich sein? Unsere kulturelle und damit auch unsere wirtschaftliche Praxis werden wir unter diesem Blickwinkel einer genauen Untersuchung auf zentrale normative Kriterien wie beispielsweise dem Schutz der natürlichen Ressourcen oder der Generationengerechtigkeit zu unterziehen haben. Wie also wollen wir in Zukunft leben und arbeiten? Und vor allem: Wie möchten wir, dass unsere Kinder und Nachkommen auf uns zurückschauen? Als Unternehmerin – in der Mitte meines Lebens – stelle ich mir diese Fragen fast täglich: Woran möchte ich von meinen Kindern gemessen werden? Hinterlasse ich Ihnen ein Feld, das sie gerne und bereitwillig „beackern“? Meiner persönlichen Überzeugung nach werden derartige Fragen immer stärker in den Fokus der Wirtschaft rücken als Kern des unternehmerischen Handelns. Ökologie wird zur Ökonomie des 21. Jahrhunderts!

Am Beispiel der Energiewende zeichnet sich bereits ab, dass es ebenso neuer Kooperationsformen zwischen Wirtschaft, Staat und Zivilgesellschaft bedarf, damit die gesellschaftliche Transformation hin zu einer ressourcenschonenden Lebens- und Wirtschaftsweise erfolgreich gestaltet werden kann. Je mehr die einzelnen Sektoren dabei an Kontur verlieren, desto wichtiger wird die Einrichtung von „Transferarchitekturen“: Erprobungs- und Erfahrungsräume für eine Praxis der Kooperation, durch die das gemeinsam als richtig Erkannte realisiert und umgesetzt werden kann.

In diesem Bilde gesprochen, werden Unternehmen, die Akteure der Zivilgesellschaft und der Bürgergesellschaft, aber auch der öffentlichen Hand in immer stärkerem Maße zu „Gesellschaftsunternehmen“. Leitbilder und Herangehensweisen gleichen sich an. Es entstehen neue Kooperationskulturen, die von einer gemeinsamen Haltung geprägt und getragen werden. Haltung wird zur entscheidenden Kooperations- und Brückenkompetenz im 21. Jahrhundert. Es ist die Haltung, die Zusammenhalt schafft und aus der heraus ein gemeinsames Bewusstsein erwächst.

Haltung als Kooperations- und Brückenkompetenz

Im Fall von Wirtschaft und Zivilgesellschaft ist eine derartige Entwicklung bereits in der Corporate Citizenship angelegt. Hierbei definiert sich das Unternehmen im Kern über seine Rolle als „guter Bürger“. Die Mitarbeiter sind folglich gleichermaßen Teil des Unternehmens als auch der bürgerschaftlichen Gemeinschaft. Immer vielfältiger werden die Kooperationsanlagen, wie z. B. Infrastrukturprojekte, Programme zur nachhaltigen Stadtentwicklung, zur Gesundheitsvorsorge. Ganz zu schweigen vom bürgerschaftlichen Engagement als integralem Bestandteil der Geschäftsstrategie des Unternehmens. Basis ist dabei stets die gemeinsame Haltung und Herangehensweise an Aufgaben und Herausforderungen.

Vor diesem Hintergrund wird aus meiner Sicht ebenso verständlich, warum in der Welt der Wirtschaft wie im zivilgesellschaftlichen Leben zunehmend ähnliche Fähigkeiten, Kompetenzen und Werte gefragt sind. Hier wie dort haben sich die Arbeitskultur und der Umgang miteinander grundlegend geändert. Das Ziel einer zeitgemäßen Unternehmenskultur ist die individuelle Befähigung aller Mitarbeiter. Im Gegenzug werden Kreativität, Flexibilität so-

wie die Fähigkeit zur Selbstorganisation vorausgesetzt. Zu führen bedeutet mehr denn je, die Rolle eines Moderators einzunehmen, der die Kompetenzen seiner Mitarbeiter bzw. Mitstreiter bündelt und zu einem Lösungsansatz zusammenführt.

Im Ergebnis entsteht eine neue Kultur des Unternehmens, die Vielfalt nicht nur akzeptiert, sondern konsequent fördert. Ein prägnantes Beispiel hierfür ist Wertschätzung des Wissens älterer Menschen im Zusammenspiel mit dem Bestreben, sie möglichst lange in das Arbeits- bzw. gesellschaftliche Leben mit einzubeziehen. Die Brücke ist die gemeinsame Haltung, das Bestreben sich in den Dienst einer sinnhaften Sache zu stellen und hierüber die Sinnhaftigkeit des eigenen Tuns zu erleben. Hierin wird sich in Zukunft der zentrale Wert des Unternehmens konstituieren und er wird nicht länger auf die Wirtschaftswelt beschränkt sein, sondern, wie skizziert, in allen Lebensbereichen Resonanz erfahren und diese miteinander verbinden.

Haus-Haltung und Maß-Haltung

Mensch und Gemeinwohl als Mittelpunkt einer „höheren Form“ von Wirtschaft – diese gedankliche Verbindung ist alles andere als neu. Bereits in den Ursprüngen des Nachdenkens über Wirtschaft steckt ein ethischer Kern. Die Überzeugung, dass es eine „natürliche“ und eine „widernatürliche“ Form des Wirtschaftens gibt. Dass zu einer Wirtschaftsform gefunden werden kann, die dem Wesen des Menschen gerecht wird. Liegt nachhaltiges Handeln also doch in unserer Natur?

Ich denke, dass auf diese Frage nur dann eine Antwort gefunden werden kann, wenn sich zu der Haus-Haltung das Prinzip der Maß-Haltung gesellt. Entscheidend ist, dass wir uns in der Gegenwart konsequent mit dem rechten Maß auseinandersetzen und Wege zum Ausgleich von Gegensätzen suchen. Dass wir angesichts des Überangebots intensiv darüber nachdenken, wessen wir zum guten Leben eigentlich bedürfen. Dass wir unser Bewusstsein für die Notwendigkeit von Balancen zwischen Beruf, Familie, Freizeit sowie gesellschaftlichem Engagement schulen. Und uns mit den „Gesetzmäßigkeiten des Lebens“, „Kreisläufen von regenerativen Kräften“ auseinandersetzen.

Nur wenn wir alle in einem umfassenden Sinne „ökonomiebewusst“ werden, nur wenn wir uns in der Kunst der Haus-Haltung und Maß-Haltung üben, kann sich auch gesamtgesellschaftlich die Erkenntnis durchsetzen, dass mehr von dem, was gut ist, eben nicht automatisch besser ist – frei nach Christoph Binswanger – und dass mehr Wachstum eben nicht die negativen Folgen des Wachstums beseitigen kann.

Immer mehr Menschen, unter ihnen besonders viele jungen Menschen, erkennen dies und richten ihr Tun entsprechend aus. Statt als „Generation Erblast“ sehen sie sich als „Generation Changemaker“. Unsere Gegenwart begreifen sie im positiven Sinne als Umbruchzeit, als Durchgangszeit hin zu einer Zukunft, die sie aktiv zum Besseren gestalten wollen. Sie sind die Pioniere des Wandels! Als Unternehmerin sehe ich mich in besonderer Weise verpflichtet, mit dazu beizutragen, dass ihnen dies tatsächlich gelingt. Ich will Menschen befähigen! Im kreativen Spannungsfeld von Wirtschaft und Kultur Räume eröffnen, in dem neue Handlungsoptionen und Entwicklungspfade entstehen können.

Neue Freiheitsgrade

All dies braucht Zeit. Wege vom Wissen zum Handeln sind nicht nur langwierig, sondern größtenteils noch gar nicht existent. Neue Kooperationsarchitekturen müssen geschaffen werden, neue Pfade einer transdisziplinären Wissenschaft beschritten, neue Forschungsfelder erschlossen werden. Viel Neuland liegt vor uns. Als Gemeinschaft gibt es für uns dabei viel zu entdecken und vielleicht noch mehr zu gewinnen: Eine neue Form von Wohlstand, in dem weniger Energie und weniger materieller Ressourcenverbrauch steckt; neue Freiheitsgrade durch einen veränderten Lebensstil bzw. den bewussten Verzicht auf Optionen; neue Arbeits- und Kooperationsformen; ungeahnte Freiräume für die Entfaltung unserer Arbeitskraft und Kreativität.

Vielleicht liegt eine Gesellschaft, die ihre Mitglieder zu persönlicher Ökonomie befähigt und es auf diese Weise jedem Einzelnen ermöglicht, sich eigenständig Entfaltungsräume für sinnhaftes Tun zu erschließen, also doch gar nicht mehr in so weiter Ferne? Eine Gesellschaft, die den Wert unternehmerischen Handelns daran bemisst, ob und inwieweit anderen Menschen hierdurch die Erfahrung von Resonanz und Sinnhaftigkeit ermöglicht wird? In der jeder Unternehmer ein im besten Sinne „Kulturschaffender“ ist, der mit seiner Tätigkeit in die Zukunft des Gemeinwohls investiert – sind derartige Zukunftsentwürfe pure Fiktion oder vielleicht doch „reale Utopien“?

Derartige Fragen sind wichtig. Denn mit ihnen üben wir uns im Weitblick, üben wir uns in Entwicklungsoptimismus, der uns bei allem Zwist über notwendige Maßnahmen und Detailfragen, bei aller Kritik an einem reformbedürftigen Wachstums- und Fortschrittsverständnis nicht verloren gehen darf. Denn schließlich sind – und bleiben – Entwicklung und Innovation die eigentlichen Grundlagen des Wandels hin zu nachhaltigen Lebensformen. Sie sind die Basis für eine bessere Zukunft, die möglich ist und für die wir tatsächlich verantwortlich zeichnen können.

Das „innere Haus“ in Ordnung bringen

„Überall fragen Menschen: ‚Was kann ich denn nun tun?‘ Die Antwort ist so einfach wie unangenehm: jeder von uns kann darauf hinarbeiten, dass sein ‚inneres Haus‘ in Ordnung gebracht wird. Die Führung, die uns bei dieser Aufgabe hilft, lässt sich nicht in der Wissenschaft oder Technik finden, deren Werte völlig von den Zielen abhängen, denen sie dienen. Sie lässt sich aber noch immer in der herkömmlichen Weisheit des Menschen finden.“ Vor 40 Jahren, am Ende eines bewegten Lebens, hat der Ökonom Ernst-Friedrich Schumacher diese Worte formuliert.

Ist ein derartiger Begriff im Zeitalter von Kybernetik, Systemtheorie und Bionik nicht völlig antiquiert? Ich bin der Überzeugung, dass Schumacher seine Worte aus tiefer Einsicht gewählt hat, denn damals wie heute stand die eine Erkenntnis im Raum, um die es kein Herumkommen gibt: Unsere natürlichen Ressourcen sind begrenzt. Was haben wir auf der Grundlage dieser Erkenntnis in den vergangenen 40 Jahren, seit Erscheinen des ersten Berichts an den Club of Rome, wirklich hinzugelernt? Sind aus ihr die richtigen Lehren gezogen worden?

Ich meine, dass uns die äußere Entwicklung, der Schwund der natürlichen Ressourcen, mehr denn je im Sinne Schumachers auf die

Bedeutung unseres inneren Hauses verweist. Auf die Aufgabe, zu einer individuellen Ökonomie und zu einer echten Balance zu finden. Das ethische Empfinden und Handeln bildet das Fundament dieses Hauses. Gut möglich, dass wir in dieser Hinsicht weitere Ressourcen entdecken; „alte Reichtümer“ neu wert zu schätzen lernen. Dass wir entdecken, wie aktuell die Verantwortungsethik eines Max Webers ist. Wie viel Gehalt in traditionellen Leitbildern für ein gutes Leben – für eine gelingende Lebensführung – steckt. Und wie wertvoll klare Codes aus Tugenden sind, die sich über viele Generationen und Zeitalter hinweg bewährt haben. Das „Haus-Halten“ und das „Maß-Halten“ – beides hat schließlich viel mit Tugendhaftigkeit zu tun.

In all diesen Dingen müssen wir uns üben, dürfen wir uns üben. An einem so wunderbaren Ort wie hier in Tutzing, an dem seit vielen Jahrzehnten „denkerisch“ daran gearbeitet wird, die Grundsatzfrage nach der Verantwortung und Bestimmung des Menschen für eine zukunftsweisende Gesellschaftspolitik fruchtbar zu machen. Die Akademie Tutzing wurde gegründet, um mit gutem Beispiel voranzugehen. Sie ist ein kreatives Labor für neue Perspektiven und Lösungen, weniger ein Tagungsort denn ein „Übungsort“ für neue, nachhaltige Lebensformen aus dem Geiste einer öffentlichen Theologie heraus.

Der Glaube an das von Gott gegebene Leben, die von Gott geschenkte Freiheit kann ein starkes Fundament für die Fähigkeit zur Veränderung sein; für die Auseinandersetzung mit dem Ungesicherten. Eine Auseinandersetzung, die uns mit Blick auf die Gegenwart dabei hilft, nach dem rechten Maß zu suchen, zu einer engagierten Gelassenheit zu finden, aus der heraus die Zukunft im Vertrauen in den Menschen und seine Entwicklungsmöglichkeiten „übend“ gestaltet werden kann. ☞

Suleika – Begegnung und Aufbruch im Neujahrsfest



Reza Noori erklärte die Tradition des persischen Neujahrsfests.



Wein, Knoblauch, Äpfel, Münzen, Goldfisch, Spiegel, Kerzen, Eier – alles Gaben für die Tafel zu Haft Sin, dem persischen Neujahrsfest.

SULEIKA – die Erzählung von der fehlgeschlagenen Verführung des Josef durch Suleika, der Frau des Potifar, hat immer wieder die Phantasie von Gelehrten, Dichtern und Lesern angeregt. Der literarische Stoff findet sich bereits im Alten Testament, im Talmud und im Koran. Und das Motiv wirkt bis in die deutsche Literatur hinein.

Bereits Goethe war fasziniert von der Dichtkunst des Hafez (1320-1389). Inspiriert durch die Werke des persischen Poeten, verfasste der deutsche Gelehrte ab 1814 sein Werk „West-Östlicher Divan“, eine Gedichtsammlung, die heute unbestritten als ideale Begegnung von abendländischer und orientalischer Kultur gilt. Darin findet sich auch das Buch „Suleika“, in welchem versteckt die Romanze zwischen Goethe und Marianne von Willemer ihren poetischen Nachklang gefunden hat. Auf der Tagung zum Jahreswechsel waren die Teilnehmenden in Fachvorträgen, Konzertstationen, Lesungen und Diskussionen dazu eingeladen worden, sich mit der persischen Dichtkunst und der faszinierenden persischen Kultur auseinanderzusetzen und das Neujahrsfest Nouruz gemeinsam zu feiern. Dr. Brigitte König fasste die Ergebnisse der Silvestertagung für uns zusammen:

Brigitte König

Nouruz in der Akademie

Nouruz, Haft Sin, Bedroud, Maqam, Santur, Ghazel, Hegire...? Die Teilnehmenden an der Silvestertagung 2012/2013 hatten ihre Hegire – nämlich ihre Flucht nicht wie diejenige Mohammeds von Mekka nach Medina, sondern aus allen Teilen Bayerns und Deutschlands nach Tutzing und aus dem alten ins Neue Jahr – unternommen, um sich über derlei fremdartige Ausdrücke, Musik und Dichter orientieren zu lassen. Und „orientiert“, nämlich am Orient ausgerichtet, fühlten sie sich gleich zu Beginn auf der Seeterrasse bei dem musikalischen Auftakt mit *Antonia Munding*, Mezzosopran, und *Burkhard von Puttkamer*, Bariton, und der Begrüßung durch Studienleiterin *Judith Stumpfner*. „Suleika. Begegnung und Aufbruch im Neujahrsfest“ war das Thema der Silvestertagung, und vom 30. Dezember 2012 bis zum 1. Januar 2013 zogen ihre Organisatoren, Referenten und Künstler die Gäste unwiderstehlich in den Bann der persischen Kultur.

„Nouruz“ bedeutet „neuer Tag“ – es ist das altiranische Neujahrs- und Frühlingsfest, das im iranischen

Kulturraum am 21. März gefeiert wird, und *Reza Noori* von der Universität Potsdam führte in dieses Fest seines Heimatlandes Iran ein. Die „Haft Sin“, die Sieben S (Münzen; Apfel; *Somach* – ein persisches Gewürz; Hyazinthen; Knoblauch; *Sabsi* (Kräuter) und Essig), und das aus sieben Früchten bestehende Neujahrstränk Haft Mewa sind – neben weiteren Traditionen – unverzichtbare Elemente des Festes. Dazu gehört auch der Sprung über das Feuer, den *Reza Noori* in der deutschen Silvesternacht im Park der Akademie schwungvoll vor machte – die Zahl der Nachahmer blieb allerdings überschaubar...

Doch „Nourouz“ in der Akademie bestand aus weit mehr Elementen. *Burkhard v. Puttkamer*, seit vielen Jah-



Persische Klänge entlockte *Azita Mostowfi* dem Santur.



Schauspielerin *Anna von Schrottenberg* mit dem Abschiedsgruß an die Teilnehmer: Töpfchen mit Weizen – einer von sieben Bestandteilen des persischen Neujahrstestes.

ren spiritus rector der Silvestertagungen in Tutzing, hatte zusammen mit Studienleiterin *Judith Stumptner* wieder das Kunststück vollbracht, hochkarätige Referenten und Künstler in die Akademie zu locken.

Prof. Dr. *Hendrik Birus*, langjähriger Lehrstuhlinhaber für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft/Komparatistik an der Ludwig-Maximilians-Universität München und Herausgeber und Kommentator von Goethes West-Östlichem Divan in der Frankfurter Ausgabe, ließ das Auditorium in begeisternder Weise an seinen Erkenntnissen über Goethes Rezeption der arabisch-persischen Poesie und die Entstehung dieser Gedicht-Sammlung teilhaben. Seine Interpretation des Eingang-Gedichtes *Hegire* führte vor, welche Hintergründe und Motivationen hinter jedem einzelnen Vers aufzuspüren sind, und dass der persische Dichter Hafis der heimliche Lenker und „Orientierer“ Goethes bei der Abfassung seines Divans war. Auch eine zweite, nicht weniger bedeutende, ja sogar titelgebende Person für die Tagung war Suleika alias Marianne von Willemer, Goethes vorletzte große Liebe. Liebesgeschichten hört jedes Auditorium mit teils heimlichem, teils offensichtlichem Vergnügen, und wie Professor *Birus* diese berühmte Romanze zwischen dem alternden Dichter

und seiner jungen Muse auf der Grundlage der Gedichte vor allem des Buches Suleika aus dem West-Östlichen Divan beleuchtete, stillte, nein, weckte die empathiegefragene Neugier des Auditoriums und machte Lust auf erneute Lektüre des Divans. Wenn, wie zu vermuten steht, nicht wenige Tagungsteilnehmer nach ihrer Heimkehr ihr Bücherregal aufgesucht haben, um *Hafis* (Goethes) und *Suleikas* (Mariannes) Gedichte endlich einmal wieder zu lesen, so dürften die inspirierenden Vorträge von Professor *Birus* erheblich dazu beigetragen haben.

Kurt Scharf, Jurist, aber vor allem polyglotter Übersetzer und Herausgeber von Lyrik und erzählender Prosa und lange Jahre Leiter des Goethe-Instituts in Teheran und Kulturvermittler im weitesten Sinne, stellte dem Auditorium Grundlagen und Elemente der persischen Lyrik aus klassischer und moderner Zeit vor. Sein Eingangsreferat über iranisch-europäische Kulturbegegnungen seit der Antike legte mit einem Rückblick über die uralte Geschichte der Region die Grundlage für die Tagung, die Erkenntnis, dass die europäische Kulturgeschichte eigentlich auf das Achämenidenreich (559 – 330 v.Chr.) zurückgeht, dem seinerseits eine Entwicklung von mehreren tausend Jahren vorausging, die *Kurt Scharf* nachzeichnete, um den Hintergrund der klassischen Lyrik Persiens mit ihren Strophengattungen beispielsweise dem Ghazel und besonders des großen Dichters Hafis zu skizzieren, dessen lebensfrohe, auch erotische und sinnenspendende Gedichte von der heutigen Jugend Irans als subversive Texte rezipiert werden. *Kurt Scharf* stellte dem Auditorium in einem zweiten Referat eine Reihe zeitgenössischer Lyriker vor, die mit sehr unterschiedlichen Stilmitteln und Inhalten die große Lyrik-Tradition ihres Landes fortsetzen und befördern.

An verschiedenen Stationen der Tagung trug die Schauspielerin *Anna von Schrottenberg* einige der von *Kurt Scharf* übersetzten und edierten Gedichte vor. In Erinnerung wird sicher bleiben das Gedicht „Die Salbe“ von Esmail Chhoi, dem iranischen Dichter - seit der Gründung der „Islamischen Republik“ im Exil und Träger des deutschen Friedrich-Rückert-Preises -, der in diesem Gedicht die Lyrik als Heilmittel auch gegen die Krankheit des Exils besingt. *Reza Noori* trug es in seiner Muttersprache vor, so dass das Auditorium einen Eindruck von der Wirkung gebundener persischer Sprache erhielt.

Burkhard von Puttkamer stellte dem Publikum die orientalische Musikgattung des „Maqam“ vor, des im Gegensatz zur westlichen, schon von Pythagoras beeinflussten akkordischen Harmonik ausschließlich monophonen Systems arabischer Musik, die darüber hinaus in ganz anderem Tonsystem strukturiert ist und unseren „westlich“ geprägten Ohren so fremd klingt. Maqam ist die Bezeichnung für die vorgegebenen Melodie-Linien, mit denen improvisatorisch und modifizierend gespielt wird. Wichtig sind nicht Tonarten, sondern Gefühlsgehalte, die von den „radif“, den Modi der persischen Musik, erzeugt werden.

Fotos: Christina Buchhorn-Stumptner

Veranstaltungskalender

(in Auswahl)

BARCAMP

31.5. – 2.6.2013 / Tutzing

Keine Zuschauer – nur Teilnehmer, kein Thema – nur ein Impuls. „Über Kirche reden“. Das Motto des diesjährigen BarCamps Kirche 2.0 in Tutzing: im Netz, in den Medien, im Freundeskreis, im Beruf - über Gott und die Welt.

WISSENSCHAFTLICHE POLITIKBERATUNG OHNE RAT?

3. – 4.6.2013 / Tutzing

Politik muss komplexe Probleme lösen. Dafür benötigt sie wissenschaftliche Expertise. Doch wie weit soll ihr Rat gehen? Wie verhalten sich Fakten, Normen und Interessen? Wie wird unterschieden zwischen objektiven Fakten und moralischen Empfehlungen, wo beides zusammenspielt? *Forum Ethik Interdisziplinär*

MEIN LEIB

7. – 9.6.2013 / Tutzing

Geschenk von Natur oder Schöpfer, Rätselwerk wie Zumutung. Wundersam, doch beileibe nicht perfekt, schminken, trainieren, dopen, operieren, schikanieren wir ihn zur Topform: den Leib. Vollkommen, himmeln wir ihn an, behindert, wird er versteckt. Was machen die Bilder versehrter und unversehrter Leiblichkeit mit uns?

TAG DER OFFENEN TÜR

16.6.2013 / Tutzing

Die Evangelische Akademie Tutzing lädt wieder alle Mitbürgerinnen und Mitbürger zum „Tag der offenen Tür“ ein. Neben der Besichtigung des Schlosses und des Schlossparks wird den Besuchern ein interessantes Programm angeboten.

BIOGRAFISCHE ZUGÄNGE ZUM NATIONALSOZIALISMUS

20. – 22.6.2013 / Tutzing

Insbesondere die Täterforschung hat das Erkenntnispotential biografischer Ansätze für die NS-Geschichte aufgezeigt. Wie prägten Familie, Milieu und Sozialisationsinstanzen den einzelnen und die Gruppe? Den biografischen Dispositionen werden Handlungsspielräume und situative Bedingungen gegenüber gestellt.

UNTER DRUCK: ARBEITEN GESUND ORGANISIEREN

24. – 25.6.2013 / Tutzing

Die Arbeitsorganisation vieler Betriebe befindet sich in einem enormen Umbruch. Gerade auch in erfolgreichen Unternehmen steigt der Leistungsdruck und führt zu Konflikten, Unzufriedenheit und gesundheitlichen Belastungen. Diese Entwicklungen werden analysiert und innovative betriebliche Lösungen vorgestellt.

SOMMERTAGUNG DES POLITISCHEN CLUBS

28. – 30.6.2013 / Tutzing

Der Club ist ein Seismograph für gesamtgesellschaftliche Debatten. In Zeiten radikaler Umbrüche gibt er Impulse für weitsichtige politische Strategien. Diesmal zum Thema „50 Jahre Wandel durch Annäherung - Was ist aus dem Osten geworden?“

FRAUENFEINDLICHKEIT

5. – 6.7.2013 / München

Die antifeministische Männerbewegung hat sich Frauen und ihre emanzipatorischen Errungenschaften zur Zielscheibe erkoren. Neben einer Analyse der Absichten und Strategien dieser Bewegung steht die Frage nach dem Umgang mit solchem Verhalten. Wie können wir auf die Ebene konstruktiven Dialogs zurück? *Evangelische Stadtkademie*

Diese faszinierenden musiktheoretischen Erläuterungen von *Burkhard von Puttkamer* wurden im Laufe der Tagung immer wieder von *Azita Mostowfi* am Santur hörbar gemacht und veranschaulicht. In atemberaubendem Tempo traktierte sie mit den filzbespannten Schlägeln die Saiten des trapezförmigen Santur, einem Verwandten des Psalteriums, und hüllte das Publikum in einen Klangteppich ein, der es in ferne orientalische Welten versetzte.

Gab es Höhepunkte auf dieser Tagung? Nein, denn die Teilnehmerinnen und -teilnehmer wurden ständig zugesagen auf einem kaum zu überbietenden Höhenkamm gehalten. So auch bei dem Konzert zum Jahresausklang, auf dem die Sänger *Antonia Munding* und *Burkhard von Puttkamer* zusammen mit der kongenial begleitenden Pianistin *Andrea Marie Baiocchi* stimmgewaltig Vertonungen von Gedichten von Hafis und Goethe sangen. Diese drei Künstler setzten nach dem opulenten, orientalisch inspirierten Silvestermenu ihr Programm in den Salons des Schlosses fort mit einem Potpourri klassischer Opernarien, von denen sie allmählich zu jüngerer und leichter Muse vorrückten und am Ende das Silvesterpublikum zum Mitsingen ermunterten, was dieses sich nicht zweimal sagen ließ.

Das war dann alles? Nun, es gab noch die Chor-Werkstatt, die unter der Leitung von *Burkhard von Puttkamer* Sakrales und Weltliches, ja sogar Persisches einstudierte und im Vertrauen auf das Wohlwollen des Publikums zum Besten gab; ferner die „Tschei-khaneh“, die persische Teestunde am See im „letzten Licht des Tages“ mit Blick auf das unter Föhneinfluss zum Greifen nahe stehende Gebirge, zu der *Anna von Schrottenberg* in unvergesslicher Weise das Gedicht *Wiedergeburt* von Forough Farokhzad rezitierte; die Silvesterstunde mit Sekt auf der Seeterrasse, malerisch überhöht vom Mondschein und seinen Reflexen auf dem See, lautstark und spektakulär begleitet von den Feuerwerken rings um den Starnberger See und untermalt von Walzerklängen aus dem Lautsprecher, die die Jahreswechsler in drehende Bewegung versetzten; den Ausklang des Silvesterabends bei sympathischen Begegnungen und Gesprächen in den Salons; den Neujahrsgottesdienst, den Akademiedirektor *Udo Hahn* hielt.

Den Abschluss machte das Bedroud, das Lebewohl in der Rotunde. Studienleiterin *Judith Stumptner* dankte allen Referenten und Mitwirkenden, allen voran *Burkhard von Puttkamer* und seinem im Hintergrund wirkenden Team sowie den Mitarbeitern der Akademie, ohne die diese Tagung nicht hätte stattfinden können. Sie selbst erntete großen Dank und langen Applaus der Tagungsteilnehmerinnen und -teilnehmer als diejenige, bei der in der Tagungsvorbereitung viele Monate lang die Fäden zusammen liefen. ☞

TECHNIK IM ZEICHEN DER KATASTROPHE

Für die einen reimt sich Technik auf Fortschritt, für andere auf Krise. Angewiesen auf verantwortungsvolle Zukunftsdeutung spielen Bilder, Worte und Phantasien eine wachsende Rolle im Umgang mit Informationen. Was bedeutet das für eine Kultur der Kommunikation über Risiken?

Ob Klimawandel oder nuklearer GAU – auch bei Ereignissen von katastrophalem Ausmaß ist die Technik daran mitbeteiligt. Keine Technik ist wirklich frei von Risiken. Erforderlich ist eine Kultur der Kommunikation von Risiken, die in Form einer „Zukunftsvoraussicht“ dem Konstruieren, Planen und Handeln Offenheit und Sinn gewährt.

In der Tagungsreihe „Forum Ethik Interdisziplinär“ erörterte Studienleiter Frank Kittelberger mit Dr. Stephan Schleissing, Geschäftsführer vom Institut TechnikTheologie-Naturwissenschaft an der LMU München, wie man technische Risiken am besten kommunizieren kann. Nachfolgend ein Bericht von Fabian Karsch, Daniel Gregorowius und Christian Dürnberger:

**Fabian Karsch / Daniel Gregorowius /
Christian Dürnberger**

Technik im Zeichen der Katastrophe

Einst stützten sich Voraussagen von Katastrophen auf die Interpretation von Vorboten, Zeichen und Weissagungen. Heute vertrauen wir lieber wissenschaftlichen Prognosen. Nicht mehr die Prophezeiung, sondern die Abschätzung von Risiken bestimmt unsere Wahrnehmung. Im Zentrum der Aufmerksamkeit steht dabei die Technik. Es stellt sich die Frage nach der allem Konstruieren, Planen und Handeln eigenen „Zukunftsvoraussicht“, die bei der Verbindung von Vorsicht und Fortschritt immer schon vorausgesetzt wird.

Der Begriff der Katastrophe

Der Theologe und Geschäftsführer des Instituts TechnikTheologie-Naturwissenschaften (TTN) Dr. Stephan Schleissing stellte die These zur Diskussion, dass die vor allem in jüngster Zeit um sich greifende

Rede von der „Katastrophe“ als ein Hinweis auf Folgeprobleme im Umgang mit kognitiven Ansprüchen der Risikoforschung interpretiert werden kann. Der Begriff „Katastrophe“, der ursprünglich aus der Theatersprache stammt, fungiert hier als ein Deutungsbegriff, mit dem in einer modernen Zivilisation die Grenzen des wissenschaftlichen Risikokalküls im Hinblick auf ihre möglichen Folgen in dramatischer Weise zum Thema gemacht werden. Das Anliegen der Tagung, sich mit diesem Prozess auf wissenschaftliche Weise auseinanderzusetzen, dokumentiere den Versuch der Veranstalter, am Vernunftbegriff der Aufklärung festzuhalten und zugleich nach Interpretationen zu fragen, warum das von ihr eingeforderte Verständnis von Geschichte als radikaler „offener Zukunft“ dahin tendiert, die Problemlösungsfähigkeit von Wissenschaft immer wieder fundamental in Frage zu stellen.

Krieg und Technik? Szenarien als Hilfsmittel der Risikoanalyse

Der Journalist und Buchautor *Christian Schwägerl* fasste die wichtigsten Darstellungen seines gemeinsam mit Andreas Rinke veröffentlichten Buches „11 drohende Kriege: Künftige Konflikte um Technologien, Rohstoffe, Territorien und Nahrung“ zusammen. *Christian Schwägerl* erkennt sechs Stressfaktoren, denen sich die Menschheit in der Zukunft stellen muss: eine wachsende Weltbevölkerung, der technologische Wandel, die ökologische Verwundbarkeit der Erde, der geopolitische Wandel, eine zunehmende Privatisierung sowie die Kontrolle über Gemeingüter.

In der wachsenden Weltbevölkerung sieht der Autor eine besondere Herausforderung für die Zukunft: Es wird nicht nur die Rohstoffnachfrage steigen, sondern es wird dadurch auch zu großen Migrationsströmen kommen, die zu riesigen urbanen Agglomerationsräumen führen und z.B. in Asien sich auf eine Größe bis zu 600 km erstrecken können. Als weitere wichtige Herausforderung betonte *Schwägerl* eine zunehmende Privatisierung, die sich darin äußere, dass der Wohlstand künftig immer mehr konzentriert sein würde und einzelne Konzerne wie auch einzelne Personen an Macht gewinnen würden. In diesem Zusammenhang stellt sich als zentrale Frage die Definition und Kontrolle von Gemeingütern wie z.B. der Ressourcen, die sehr unterschiedlich auf der Welt verteilt sind.

Krisen vorbereiten. Erfahrungen mit strategischen Übungen am Beispiel „LÜKEX 11“

Norbert Reez, Leiter der Projektgruppe LÜKEX im Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe, stellte am Beispiel des Projekts LÜKEX 11 zum Cyber-Terrorismus (2011) die Vorteile von Übungsszenarien für das strategische Krisenmanagement vor. In LÜKEX-Übungen geht es vorrangig um die Organisation bei Krisen und Katastrophen auf Regierungsebene und die Zusammenarbeit verschiedener Bundesländer und Bundesbehörden mit den Bundesministerien. Bei den mehrtägigen Übungen soll das Einüben der gezielten Bewältigung von Schadenslagen geprobt werden, so dass die übenden Führungsstäbe auch in realen Situationen mit einer konkreten Krisensituation umgehen können. Bei der Übung LÜKEX 11 stand die Infizierung wichtiger öffentlicher und privater IT-Systeme bei einem Befall durch PC-Viren im Mittelpunkt. In den

Jahren zuvor gab es Übungen zum Stromausfall und zu einer Flutkatastrophe (2004), zu Gefahrenquellen durch Großveranstaltungen (2005), zu einer weltweiten Pandemie (2007) sowie zu einer terroristischen Bedrohung durch eine „Schmutzige Bombe“.

Katastrophen antizipieren durch Computersimulation

Der Physiker Prof. Dr. *Dirk Helbing* erläuterte, wie sich anhand von Computersimulationen Katastrophenszenarien antizipieren lassen, um im Vorfeld geeignete Maßnahmen der Prävention oder eine adäquate Antwort zur Eindämmung einer Katastrophe herauszufinden. Mit Hilfe von Computersimulationen lasse sich beispielsweise ermitteln, wie aus kleinen Ursachen große Wirkungen hervorgehen können, etwa ein Verkehrsstau allein durch die unangepasste Fahrweise Einzelner. Ein möglicher Lösungsansatz zur Prävention von Katastrophen in komplexen Systemen ist die Förderung von Selbstorganisation. Dezentrale Organisationssysteme sollten gestärkt werden, da zentrale Systeme ineffizienter und anfälliger sind. Sie bedürfen einer straffen Regelung, die auf Störungen langsamer reagieren kann. Wichtig sei auch die Stärkung der Partizipation der Öffentlichkeit, um die Intelligenzleistung der Einzelnen durch Verschaltungen zu vergrößern.

Über Computersimulationen können krisenhafte Situationen näher untersucht werden, etwa das Verhalten von Menschen bei einer Großveranstaltung. Die Untersuchung des Verhaltens von Menschen innerhalb von komplexen Systemen ist wichtig, um zu verstehen, wie zuvor funktionierende Systeme plötzlich „kippen“, betonte *Dirk Helbing*. So sei der Grund für die Finanzkrise u. a. im Kippen eines durch Vernetzung kooperativen Systems zu sehen, in dem plötzlich keine Kooperation mehr möglich ist. Vertrauen in solche Systeme wird erschüttert, wie etwa im Fall der Finanzkrise, wo sich Banken untereinander oder gegenüber Unternehmen kein Geld verleihen wollen, was die Krise verschärft. Die Schaffung von Vertrauen, so *Dirk Helbing* weiter, sei daher Milliarden wert.

Menschen sind Mustererkennungsmaschinen

Dr. *Wolfgang Gaissmaier* ist Psychologe und versteht sich als „Entscheidungsforscher“. Am „Harding Center for Risk Literacy“ in Berlin untersucht er, wie Menschen Entscheidungen unter Risiko und Unsicherheit treffen. *Gaissmaier* erläuterte, dass Risikowahrnehmung nicht immer rational verläuft: obwohl etwa Autofahren riskanter sei, als die Reise im Flugzeug, hätten dennoch mehr Menschen Angst vor Flugzeugunglücken. Auch die Reaktionen auf Terroranschläge seien als Zusammenspiel von „Geist und Umwelt“ zu verstehen, denn Risiken würden stets individuell unterschiedlich interpretiert. Deshalb sei auch eine reflektierte Risikokommunikation von großer Bedeutung, denn sie bestimme nachhaltig die Risikowahrnehmung. So würden bestimmte „Risiken“ medial konstruiert und seien dann auch bestimmend für die öffentliche Perzeption von Gefahren. Hingegen würden tatsächliche (d.h. statistisch wahrscheinliche) Gefahren häufig ignoriert werden.

Gaissmaier legte weiterhin dar, dass viele Menschen an alternativmedizinische Verfahren wie die Homöopathie glauben, obwohl zahlreiche Metastudien zeigen können, dass diese keine messbare

Wirksamkeit aufweisen. Warum eigentlich, so die offene Frage, ist die individuelle Wahrnehmung häufig konträr zur wissenschaftlichen Evidenz? *Gaissmaier* erklärte: „Menschen sind Mustererkennungsmaschinen“ und deshalb würden Einzelereignisse oft überinterpretiert und in einen falschen Kausalzusammenhang gestellt.

Technische Hybris in der Moderne?

Prof. Dr. *Dirk van Laak*, von der Justus-Liebig Universität in Gießen, referierte über historische Versuche, die Zukunft technisch planbar zu machen. Dazu führte *van Laak* aus, dass es in der Epoche der „Hochmoderne“ stets eine ausgeprägte Neigung zu repräsentativen technischen Großprojekten gegeben habe. Diese signalisierten eine starke Zukunftsorientierung und in gewissem Sinne auch „eine technische Hybris“. Die Erwartungen an die technischen Entwicklungen waren vor allem im Übergang zum 20. Jahrhundert sehr stark ausgeprägt, obwohl sich durchaus zahlreiche historische Beispiele für eine Verhinderung bestimmter technischer Großprojekte finden ließen. Ein solches technisches Großprojekt, das nicht realisiert werden konnte, war die Planung der Bewässerung der Sahara und die daran geknüpfte Hoffnung, die Wüste als Lebensraum für Europäer nutzbar zu machen. *Van Laak* argumentierte, dass derartige Vorhaben, die heute befremdlich erscheinen, zu ihrer Zeit durchaus als rational aufgefasst wurden. Schließlich würden auch heute immer wieder technische „Makro-Projekte“ geplant, die „symbolisch nach den Sternen greifen“ würden. Auch der Weg zur Nutzung von Atomenergie könne historisch als ein solches Projekt verstanden werden, das durch die Utopie einer unerschöpflichen Energiequelle vorangetrieben wurde.

Heutzutage allerdings, so meint *van Laak*, seien die utopischen Potentiale zumeist nicht mehr im Großen, sondern im Kleinen zu finden: sie würden vor allem in Bereichen wie der Biomedizin zur Realisierung kommen. Als gemeinsames Merkmal der unterschiedlichen Projekte und Szenarien identifizierte *van Laak*, dass diese nicht immer funktionsgebunden seien, sondern vor allem als sozialpolitische Projektionsflächen zu verstehen sind.

Katastrophendiskurse als Schulddiskurse

Prof. *Christian Schwarke*, evangelischer Theologe und Professor für Systematische Theologie in Dresden, sprach zum Thema „Technik und Transzendenz“. Der Schöpfungsbericht der jüdisch-christlichen Tradition, so hielt *Schwarke* fest, ist wesentlich der Verarbeitungsversuch einer Katastrophenerfahrung: Warum ist die Welt nicht so gut, wie sie eigentlich sein könnte? Wieso plagen den Menschen Sterblichkeit, Fehlbarkeit und Mühsal? Der jüdisch-christliche Antwortversuch erklärt die Defizite der Schöpfung dabei als menschengemacht: Der vom Mensch begangene Sündenfall führt zur bzw. ist die Katastrophe. Katastrophendiskurse, so *Schwarke*, können denn gemeinhin wesentlich als Schulddiskurse gelesen werden; sie stellen die Frage nach der Verantwortung des Menschen an einem Unheil. Wenn nun aber der Mensch für die Unzulänglichkeiten der Welt verantwortlich ist, so kann er auch einen Beitrag zu ihrer „Reparatur“ leisten. In dieser Narration wird Technik zu einem Heilsversprechen, das als Gegensatz zu Transzendenz begriffen wird. Mit „Transzendenz“, so *Schwarke*, seien in diesem Zusammenhang nicht nur religiöse Phänomene gemeint, sondern grob skizziert alles, was sich der menschlichen Verfügungsmacht entzieht.

„Das Ende der Welt ist gewiss“: Zur Funktion apokalyptischer Krisenkom- munikation in der frühen Neuzeit

Der Göttinger Kirchenhistoriker Prof. Dr. *Thomas Kaufmann* ging in seinem Vortrag auf apokalyptische Vorstellungen im frühen Luthertum vor dem geschichtlichen Hintergrund von Reformation, Täuferbewegung und Bauernkrieg ein. Er erinnerte daran, dass mit dem biblischen Topos eines „neuen Himmels“ und einer „neuen Erde“ in jüdisch-christlicher Perspektive vor allem die Endlichkeit der ersten Schöpfung herausgestellt worden sei. Diese wurde in Alttertum und Mittelalter im Rückgriff auf den Propheten Daniel im geschichtstheologischen Vorstellungskomplex einer Abfolge von vier Reichen jeweils im Hinblick auf die politischen Realitäten konkret ausgelegt. In dieser Tradition stehend dienten dann auch die apokalyptischen Denkfiguren im frühneuzeitlichen Luthertum zur Identifikation illegitimer Herrschaften wie der des Papsttums sowie solcher weltlicher Herrschaften, die die (geistliche) Freiheit des Einzelnen einschränkten. Im Unterschied zu revolutionären geschichtstheologischen Endzeitkonzepten, wie z.B. denen des Joachim von Fiore, war für die Lutheraner völlig klar, dass der biblische bezeugte Geschichtsverlauf mit der Gegenwart des vierten – römischen – Reiches beschlossen war, dessen krisenhafte Verfassung durch den Antichristen (Papst und/oder die Türken) nur noch diagnostiziert werden musste. Die gerade für Luther bezeichnende Rede vom „lieben, jüngsten Tag“ fungiert demgegenüber als Trost und Gewissheit, dass nach dem Ende der endlichen Schöpfung eine Heilszeit allererst beginnt.

Vorstellungen der Endzeit als Hoffnung und Sinnstiftung

In heutiger Zeit werden apokalyptische Motive eher in einem bedrohlichen Sinne verwendet, während die Apokalypse bei Martin Luther eher als Ausdruck einer frohen Hoffnung fungierte. Der fromme Lutheraner sollte keine Angst vor der Apokalypse haben. Vielmehr dienten krisenhafte „Geschichtszeichen“ ihm wie ein „Raddarschirm“ beim Aufspüren von Hoffnungszeichen. Martin Luther ging es um die Identifikation von Krisen im Hier und Jetzt, die er als Zeit der Bewährung deutete. Gesellschaftspolitische Umwälzungen, jenseits des heilsgeschichtlich bereits beschlossenen Geschichtsverlaufs, sollten im frühen Luthertum möglichst abgewehrt werden, weil diese nach Ansicht von Martin Luther nur zu Zwietracht führten. Das frühe Luthertum war insofern auf Erhaltung der bestehenden Ordnung angelegt und kann nach Auffassung von *Thomas Kaufmann* daher als konservativ betrachtet werden.

Rationalisierung des Katastrophendiskurses

Dr. *Stefan May*, Jurist und Soziologe an der Juristischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München, erläuterte zunächst den Unterschied zwischen Risiko und Katastrophe: Risiko kann verstanden werden als Antizipation einer Katastrophe und ist daher stets zukunftsbezogen. Wird Risiko Realität, ist die Katastrophe eingetreten. Während eine Katastrophe räumlich und zeitlich bestimmt ist, fehlt dem Begriff des Risikos eine solche Konkretion demnach notwendigerweise.

Ad-hoc-Regulierungen als Strategie?

Inwieweit kann das Recht nun „Katastrophendiskurse“ rationalisieren? Eine Strategie, mit den Schwierigkeiten von Risikoentscheidungen adäquat umzugehen, besteht darin, stärker auf Ad-hoc-Regeln zu setzen. Statt großer allgemeiner rechtlicher Vorgaben rücken Maßnahmen in den Fokus, die in konkreten Prozessen schneller zu Entscheidungen führen sollen. Regeln sind damit auch schneller revidierbar. Das hierbei entstehende Problem ist ein demokratiepolitisches, denn: Damit liegen die Handlungsformen vor allem bei der Verwaltung, während der Gesetzgeber bei Risikoentscheidungen zurücktritt und darauf verweist, dass er diese Fragen nicht adäquat zu regulieren imstande ist.

Zukunftssicherung durch gesteigerte Kontingenz der Zukunft

Ein dominantes Modell der Gegenwart ist die so genannte Präventionsstaatlichkeit, die sich im Konzept des modernen Vorsorgestaats widerspiegelt. Diese Vorsorge hat sich inzwischen zur Globalverantwortung ausgeweitet, die auch die Interessen zukünftiger Generationen zu berücksichtigen hat. Moderne Verfassungen verfolgen zunehmend eine Logik der „Selbstbindung“ nicht zuletzt mit Blick auf Zukunftsfolgen: Die Unmittelbarkeit der gegenwärtigen Interessensbefriedigung wird in eine „Feedbackschleife“ gezwungen, in der über die Interessen zukünftiger Generationen zu reflektieren ist, so dass diese in unsere Entscheidungsfindungen mit einfließen können. Dies setzt allerdings voraus, dass sich anstelle einer forcierten Präventionsstaatlichkeit eine „Lernfähigkeit“ des Rechts etabliert, die mit Hilfe der Grundrechte Verbindlichkeit durch deren situationsgerechte Auslegung fortschreibt. Die Rationalität des Rechts in modernen Gesellschaften und ihre Rationalisierungsleistungen besteht, so eine These *Mays*, wesentlich in der Erhöhung von Zukunftsoffenheit, also in einer Produktion von Optionen, was mit der paradoxen Situation der Kontingenzerhöhung einhergeht. Die Kontingenz der Zukunft wird demnach dabei nicht vernichtet, sondern gesteigert.

Die Diskussionen der Tagung machten dabei deutlich, dass diese Tendenz einer „Kontingenzsteigerung“ durch Wissenschaft und Recht zentrales Movens der Hinwendung zu Deutungsmotiven einer „Katastrophe“ sind. Den Freiheitsgewinnen durch Zukunftsoffenheit stehen dabei Gewissheitsverluste durch die Vielfalt von Handlungsoptionen gegenüber. Wo der Geschichtsverlauf nicht mehr – wie im Luthertum – heilsgeschichtlich verbürgt und beschlossen ist, sondern durch menschliches Handeln in seiner Richtung als beeinflussbar vorgestellt wird, bleibt die Rationalität vorsorglichen Handelns auf eine Erwartungssicherheit angewiesen, die sich möglicherweise sehr viel stärker aus der „vergangenen Zukunft“ (Kosellek) als aus der reinen Prognose speist. ☞

INTIMITÄT

Glück, Geheimnis, Schrecken

Intimität – eigentlich ganz einfach: Nähe, liebend, lustvoll. Aber schon das Kind im Arm der Mutter spürt auch das heikle im Berühren. Wie viel Abstand ist nötig? Zwischen Wohlbefinden und Tyrannei entscheiden Nuancen. Wie schnell schlägt Glück um in Terror, wird aus heißem Begehren zerstörerische Frustration?

Intimität eint Bindung und Freiheit, Lust und Terror. Kann man das Dosieren erlernen, lieblosen, statt kaputtmachen? Im Kuss grüßen sich zwei Einsamkeiten. Musik geht zu Herzen. Im Sport zählt der Touch. Die Intimsphäre lebt von tiefster Vertrautheit. Doch wehe, wenn das Intime verletzt wird.

Studienleiter Dr. *Jochen Wagner* untersuchte Glück, Geheimnis und Schrecken von Intimität. Über die dunkle Seite von Intimität, die körperliche Intimfeindschaft von *Joe Frazier* und *Muhammad Ali*, referierte der Germanist und Romanist *Dr. Jan Georg Söffner*, Internationales Kolleg Morphomata Universität zu Köln, aus dessen Vortrag wir nachfolgend in Auszügen berichten:



Jan Georg Söffner

„Don't punch at your opponent, punch through him.“
(Joe Frazier)

Ein Versuch über die Intimität im Boxen

„Es ist doch immer wieder schön, sich unter Freunden gepflegt in die Fresse zu schlagen.“ So sagte jedenfalls ein Boxer aus dem Chicagoer Studio von DeeDee Armour Loïc Wacquant nach dem gemeinsamen Training. Boxen hat etwas Intimes. Man teilt etwas, das man mit anderen Leuten nicht teilt.

Respekt als Schwelle

Eigentlich ist kaum etwas so respektlos, wie jemandem mitten ins Gesicht zu schlagen. Es ist deshalb auch gar nicht so leicht. Man ist tendenziell gehemmt. Aus Respekt. Respekt scheint mir jenes Gefühl zu sein, aufgrund dessen man einander nicht einfach so mit voller Wucht ins Gesicht schlagen kann. Respekt ist dieser Definition zufolge eine Schwelle. Talentierte Boxnovizen haben mit dieser Schwelle oft mehr zu kämpfen als mit ihren Gegnern. Sie wollen sich immer gleich entschuldigen, wenn sie treffen. Besonders dann, wenn sie gegen ältere Menschen, gegen Respektspersonen, kämpfen. Unerfahrene Boxer müssen oft erst selbst hart getroffen werden, damit sie angemessen zuschlagen können. Das gibt Erstlingskämpfen einen ganz besonderen Reiz. Man sieht der Schwelle des Respekts zu. Alles beginnt als Abtasten, wird dann zum Spiel, doch irgendwann kommt der Moment, an dem der Kampf das Regime übernimmt. Das ist ein sehr intimer Moment. Aber genau das will man sehen. Boxzuschauer sind Voyeure.

Es lässt sich nun erahnen, dass die Schwelle zur Intimität mit der Schwelle zur Respektlosigkeit sehr viel teilt. Damit ist Intimität eine sehr riskante Form der Nähe. Sich unter Freunden gepflegt in die Fresse zu schlagen, schlägt leicht um in einen Zustand, wo man dies unter Feinden böseartig tut. Das gilt auch für andere Formen der Intimität. Für die sexuelle Intimität etwa. Auch sie muss etliche Schwellen überwinden, und darin liegt auch ein Teil ihres Reizes. Man muss sich nahe kommen. Respekt voreinander durch etwas anderes ersetzen, das in der einen oder der anderen Form liebevoller ist als Respekt. Aber selbst sexuelle Intimität ist nicht immer liebevoll. Umso weniger das Boxen, dem einzigen olympischen Sport, bei dem die physische Verletzung des Gegners nicht ein Unfall, sondern Ziel des Kampfes ist.

Das Ineinander von Identität und Intimität

Boxen ist zudem ein Sport hochgradig inszenierter Identitäten, die sich im Kampf gegeneinander zu bewähren haben. Schwarz gegen weiß, Techniker gegen Schläger, Monster gegen Gentleman und so weiter. Gekämpft wird, indem diese möglichst kollektiven Identitäten aufs Spiel gesetzt werden. Sie müssen sich dort bewähren, wo kein Respekt sie schützt. Dort wo es wehtut.

Die Intimität des Boxens betrifft stattdessen nicht das, was ist, nicht das, was man einander darstellt oder weismacht. Sie ereignet sich in einer Form dessen, was man auslebt. Wer ständig darüber nachdenken muss, wer er selbst ist, wird genauso wenig präzise schlagen können, wie er zu einer guten sexuellen Intimität finden

kann. Identität und Intimität sind damit sehr verschiedene Dinge, die im Boxen aber immer wieder zusammenprallen können.

Kaum ein Moment in einem Kampf macht das so klar, wie derjenige, wenn die Distanzsuche vor den Schlägen des Gegners in den In-Fight und der In-Fight ins Klammern oder Clinching übergeht, in jene eigentümliche Umarmung zweier verschwitzter, blutiger Körper, die zugleich zum kurzen Atemholen und zu böseartig schmerzhaften Nierenschlägen genutzt werden kann. In solchen Momenten gerät die Identität an ihre Grenze.

Das Ineinander von Intimität und Identität macht das Intime noch riskanter. Wie gesagt: Trägt man die Identität auf den Boden der Intimität, behindert sie diese. Wer umgekehrt das Intime auf den Boden der Identität trägt, wird bestenfalls obszön. Schlimmstenfalls aber legt er den Grundstein für eine Intimfeindschaft.

Muhammad Ali und Joe Frazier – zwei Intimfeinde

Die Intimfeindschaft von Muhammad Ali und Joe Frazier ist hierfür ein Beispiel. Sie endete erst letztes Jahr mit Fraziers Tod, und das auch sehr fadenscheinig; zu oft war sie vorher schon ähnlich rituell beendet worden, und dann doch wieder aufgeblüht. Das Ineinander von Intimität und Identität prägte sie.

Muhammad Ali und die Bürgerrechtsbewegung

Alis Identität lässt sich leicht intellektualisieren. Malcom X und Elia Muhammad feierten ihn geradezu als Allegorie schwarzer Überlegenheit über die Weißen, Schriftsteller wie Norman Mailer nahmen sich sofort des Phänomens an, und bis auf den heutigen Tag bricht diese Beschäftigung nicht ab. Zudem verstand es Ali mit einer erstaunlichen Leichtigkeit Theoreme und Narrative aufzugreifen, die für gewöhnlich in einer intellektuelleren Luft liegen als den schweren Körperdünsten der Boxstudios. Ali opponierte aus ideologischen Gründen gegen den Vietnamkrieg, verweigerte den Kriegsdienst und opferte dafür seinen Weltmeistertitel. Auch war er, die Louisville Lip, alles andere als schweigsam. Dichtete vor seinen Kämpfen und erzählte, wie er der Diskriminierung und Segregation trotzte. Eine Kellnerin habe ihm etwa gesagt „We don't serve negroes.“ Und er habe geantwortet: „Und ich will auch gar keinen Schwarzen essen, bringen Sie mir einfach einen Hamburger“; später habe er aus Protest seine für die USA gewonnene Goldmedaille weggeworfen. Irgendwann räumte er ein, dass er sie verloren hatte. Aber was ändert das schon. Seine Identität war die eines Über-Boxers; so groß, dass seine Rede von sich selbst als dem „Greatest of all Time“ notorisch mit dem adhan des „Allahu Akbar“, „Allah ist größer“ in Konflikt geriet; zur Entschuldigung gab er zu bedenken, dass es auch sehr schwer sei, die rechte Demut zu zeigen, wenn man so großartig sei wie er selbst.

Joe Frazier und die Boxerehre

Während Ali das Boxen aus einem Unrechtsgefühl begonnen hatte (man hatte ihm ein Fahrrad gestohlen, und er wollte lernen, es Bösewichten heimzuzahlen), war das Boxen für Frazier einfach die logische Fortsetzung des Street Fights. Während Ali für seine Selbstdarstellung und seine Rechte, kurz für seine Identität boxte, boxte Frazier immer ums Überleben. Für einen Boxer wie Frazier waren Bürgerrechte viel zu abstrakt und nicht wirklich schwarz. Umgekehrt ist klar, dass ein so anti-autoritär veranlagter Boxer wie Ali mit einem Ehrenkodex des Boxens nichts anfangen konnte; einem Kodex, wie Frazier ihn vertrat, um sein Studio der harten und regellosen Welt entgegenstellen zu können.

Dieser Unterschied schlug sich auch im Boxstil nieder. Ali vermied im Training alles Schwere, trainierte ohne Gewichte, verlegte sich vor allem aufs Schattenboxen und respektierte selbst seine Sparringspartner so sehr, dass er sie kaum je irgendwie anging. Frazier hingegen ist derjenige Boxer, auf den die in Rocky I zitierte Trainingsmethode zurückgeht, Schweinehälften statt Sandsäcken zu verwenden und den toten Tieren die Rippen zu brechen. Er schlug Sparringspartner im Ring zusammen, für das Tänzerische Alis hatte er nichts übrig, er entwickelte einen Stil des rollenden Oberkörpers, mit dem er schnell und von unten nah an den Gegner herankam, um ihn dann im Infight übel zuzurichten. Ali wich tänzelnd jedem Schlag aus, hielt sich an keines der Prinzipien des Boxstils, ging nicht in den Gegner herein, sondern zog den Kopf zurück, hielt die Distanz, aus der heraus er blitzschnell zuschlug; Frazier hingegen steckte Schlag um Schlag ein, um dann irgendwann seinen gefährlichen rechten Haken zu landen. Seine Schläge waren im wörtlichen Sinne intim. Sie gingen ins Innere. Von ihm stammt die Trainingsanweisung: „Don't Punch at your Opponent. Punch Through him“; schlag deinen Gegner nicht einfach. Schlag durch ihn durch. Lass die Faust in sein Inneres vordringen. Dahin, wo es wirklich weh tut.

Genau dies tat er an jenem Tag im Madison Square, als der „Kampf des Jahrhunderts“ angekündigt worden war: Alis Vietnam-Sperre war aufgehoben und er durfte gegen Frazier kämpfen, den neuen Weltmeister, der den vakanten Titel in der Zwischenzeit gewonnen hatte. Frazier war der erste Boxer, der Ali niederschlug, und sollte lange der einzige bleiben, der – wie er es sagte: „Dem Schmetterling die Flügel brach.“ Bedenkt man Alis Übergröße, erkennt man die Intimität der narzisstischen Kränkung dieser Niederlage. Ein Schläger hatte ihn bezwungen: Einer, der mit seinen Idealen, mit dem, was Ali der ganzen Welt war, nichts anfangen konnte.

Die Ausweitung der Intimfeindschaft

Ali rächte sich, indem er umgekehrt Fraziers Boxerehre zunichtete. Die Vorbereitung dafür war der zweite Kampf, in dem Ali den bereits von George Foreman entthronten Frazier deutlich nach Punkten schlug. Im Vorfeld des dritten Kampfes, dem so genannten Thrilla in Manila, ging Ali zu verbalen Angriffen auf Fraziers Identität über, beleidigte ihn auf immer intimere Weise als hässlichen „Gorilla“, gerade so als wollte er das schlimmste aller rassistischen Klischees bedienen. Es wurde ein langer, harter Kampf, den der schwer am Auge getroffene und nicht mehr sehfähige Frazier verlor, weil die Leute in seiner Ecke ihn vor dem Tod retten wollten und in seinem Namen – gegen seinen Willen – aufgaben. Als Ali vom Schemel aufspringen wollte, um den Sieg zu feiern, brach er ohnmächtig zusammen. Man sagt: dieser Kampf sei die Ursache des

Parkinson-Syndroms gewesen, von dem er von Jahr zu Jahr schwerer gezeichnet ist.

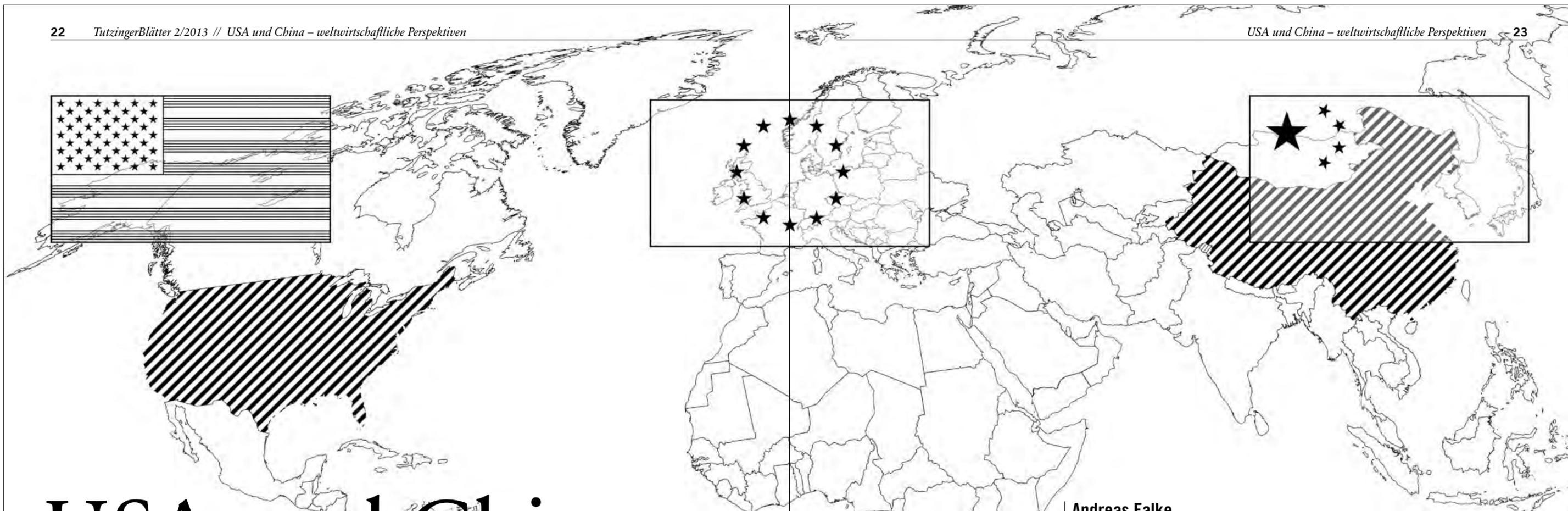
In dieser Intimfeindschaft wird deutlich, wie sehr es beim Boxen um den Respekt und um seine Demontage geht. Es lässt sich hier aber auch noch etwas anderes erkennen, was noch viel wichtiger ist für die Frage nach der Intimität. Beobachten lässt sich dies am grundlegenden Missverständnis der beiden Boxer. Ali verstand nicht Fraziers Boxerehre, die Größe seiner Form des Schwarzseins missverstand er als Arrangement mit den weißen Tugenden, er sah ihn als eine hässliche Form von Uncle Tom. Frazier stattdessen hatte keinerlei Blick für Alis Anliegen; dessen Intellektuellenkompatibilität erschien ihm seinerseits als Verleugnung der schwarzen Identität.

Landläufig würde man nun sagen, dass eine Intimfeindschaft sich nur dann entwickelt, wenn man sich gegenseitig besonders gut durchschaut, wenn man den anderen als Person genau kennt. Doch das scheint mir nicht der Fall zu sein. Es geht um eine andere Form der Vertrautheit, eine andere Form, sich gegenseitig zu kennen. Vielleicht ist sie vergleichbar der Form, wie zwei einander unbekannte Musiker sich kennen lernen, wenn sie sich im Zusammenspiel sofort verstehen oder im Fußball ein neugekaufter Mittelfeldspieler sofort die Mannschaft versteht. Ein solches Verstehen hat nichts mit dem zu tun, was man meint zu sein – und hat alles zu tun mit dem, was man miteinander tut. Mein Verdacht ist: Auch eine Intimfeindschaft entwickelt sich, nicht weil man mit der Identität des anderen vertraut ist, sondern weil man den Anderen in seinem viel körperlicheren und damit – eben – intimerem Fühlen und Handeln kennt. Weil man ihm nahe gekommen ist. Zu nahe.

Der Boxsport lebt von dieser Intimität, genauer: er lebt von dem Risiko, das mit der Intimität einhergeht. Damit widerstrebt er wie kaum ein anderer Sport einer aufgeklärten und humanistischen Haltung. Diese Haltung scheint, den Respekt vor dem Anderen zur Grundlage der Moral und auch der Staatsraison zu machen. Das Nebenprodukt einer solchen, tendenziell aufklärerischen Maxime scheint es zu sein, Intimität zu etwas zu erklären, das man als mündiges Subjekt mit sich selbst in seiner privaten Innerlichkeit auszu-machen habe, und das – sofern man dies tue – auch geschützt werden müsse. Wird Intimität stattdessen riskant und stellt sie gerade die Autonomie des Subjekts und den Respekt vor dem Anderen infrage, so verliert sie diesen Artenschutz.

Der Mut zur Tragödie

Demgegenüber eignete den Boxern, die ich beschrieben habe, eine andere Haltung, die ich den Mut zur Tragödie nennen würde. Das Wort ‚Tragödie‘ möchte ich dabei in einem antiken Sinne verstehen. Das entspricht nicht mehr dem heutigen Sprachgebrauch, wo man von tragischen Unfällen, nicht aber von tragischen Morden spricht. In der Antike war das genau umgekehrt. Da hing das Tragische noch am Intimen. Die meisten Tragödien spielen sich vielleicht gerade deshalb zwischen Brüdern, Söhnen und Eltern, Nichten und Onkeln ab, weil nichts so intim werden kann wie das Familiäre. Mit so etwas Abstraktem wie dem bloßen Unfall hatten antike Tragödien nichts zu tun. Die Vorteile einer aufgeklärten Vermeidung tragischer Intimität liegen auf der Hand. Die Nachteile erschließen sich vielleicht, wenn man versucht, sich auszumalen, was aus dem Kind Cassius Clay geworden wäre, wenn es auf den Fahrraddiebstahl mit einer Anzeige bei der Polizei reagiert hätte. ☞



USA und China – weltwirtschaftliche Perspektiven

Bei den Präsidentschaftswahlen in den USA wurde Barack Obama am 6. November 2012 für eine zweite Amtsperiode als US-Präsident bestätigt. In China bildete sich Anfang März 2013 eine neue Regierung. Wie werden sich diese beiden wichtigsten Volkswirtschaften entwickeln? Mit welchen Änderungen ist im Verhältnis der beiden Mächte zu rechnen? Und was werden die Folgen für die Weltwirtschaft und für Deutschland sein?

In Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Kai Carstensen und Dr. Gernot Nerb vom Ifo-Institut für Wirtschaftsforschung in München, ging Studienleiter Dr. Martin Held diesen Fragen nach. Prof. Dr. Andreas Falke, Lehrstuhl Auslandswissenschaften (International Studies) an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Friedrich-Alexander Universität Erlangen-Nürnberg, beleuchtete in seinem Vortrag den *fiscal cliff* und die anstehenden wirtschaftlichen Herausforderungen der USA:

Andreas Falke

Fiscal Cliff, haushaltspolitischer Parteienzank und wirtschaftspolitische Unsicherheit. Der gebremste wirtschaftliche Aufschwung in den USA.

Die Wahlen im November 2012 haben Präsident Obama zwar überraschend komfortabel im Amt bestätigt, doch behielten die Republikaner die Mehrheit im Repräsentantenhaus, so dass es für eine große fiskalpolitische Flurbereinigung keine politische Grundlage gibt. Der Dauerstreit um die Fiskal- und Haushaltspolitik wird sich fortsetzen und wahrscheinlich zumindest bis zu den Zwischenwahlen 2014 die zweite Amtszeit von Präsident Obama belasten. Die Folgen sind fortgesetzte wirtschaftspolitische Unsicherheit.

Dabei gibt es durchaus positive wirtschaftspolitische Nachrichten aus den USA, besonders wenn man die USA mit der EU vergleicht. Das Pro-Kopf-Einkommen ist wieder auf dem Stand von der Zeit vor der Krise. Die Arbeitslosigkeit liegt mit knapp 7,9% deutlich unter der Quote der EU mit 12,3%. Die Entschuldung der privaten Haushalte ist fortgeschritten und die Bilanzen der Banken sind konsolidiert, ein Prozess der Europa noch aussteht. Die großen Unternehmen sitzen auf einem Berg von Liquidität, der nach neuen Anlagemöglichkeiten sucht, und die Produktivität hat erheblich zugenommen. Selbst der stark gebeutelte Immobiliensektor zeigt neue Lebenszeichen. Bei äußerst niedrigen Zinsen wird der Überhang langsam abgebaut – vor allem durch die Umwandlung in Vermietungsobjekte durch Immobiliengesellschaften – und auch der Neubau kommt angesichts historisch niedriger Zinssätze wieder in Gang.

Bemerkenswert ist zudem, dass sich eine industrielle Renaissance abzeichnet, die schon als Neo-Industrialisierung bezeichnet wird. Der Vorstandsvorsitzende von General Electric bezeichnete Outsourcing als ein obsoletes Business Modell. Präsident Obama wies in seiner *State of the Union*-Ansprache darauf hin, dass Amerika ein Magnet für Industriearbeitsplätze würde. Der Lohnvorsprung Chinas ist seit der Jahrtausendwende vom Faktor 22 auf den Faktor vier gesunken und die hohen Produktivitätssprünge haben zu niedrigen Lohnstückkosten geführt. Hinter der Neo-Industrialisierung stehen auch drastisch gesunkene Energiekosten durch neue (allerdings umweltpolitisch höchst problematische) Explorationstechniken wie das hydraulische „fracking“; das neue, bisher schwer zugängliche Gas- und Ölvorkommen in Landesteilen wie North Dakota und Pennsylvania erschließt. Der Gaspreis ist seit 2007 um fast 70% gesunken und hat energieintensiven Industrien (Massenchemie, Papier, Zement, Aluminium) neuen Auftrieb gegeben. Wegen der hohen Kapitalintensivität dieser Industrien und des hohen Automatisierungsgrades ist der Einfluss auf das Beschäftigungsniveau allerdings gering. Ein amerikanisches Jobwunder ist vorerst nicht zu erwarten, doch stabilisiert sich die Beschäftigung im erzeugenden Gewerbe wieder. Auch gibt es jetzt Anreize, veraltete Kohlekraftwerke in moderne Gaskraftwerke umzuwandeln, deren CO₂-Ausstoß wesentlich geringer ist.

Allerdings sind die Spuren der Finanzkrise und der Nachfrageschock weiterhin spürbar. Die Erholung verläuft nur schleppend und ist auch nicht vor Rückschlägen gefeit (im 4. Quartal sank das BIP), die Impulse aus dem Konjunkturprogramm von 2009 sind verbraucht, die Geldpolitik ist bei Zinssätzen nahe Null an ihre Grenzen gelangt und kann nur noch durch unkonventionelle Maßnahmen wie das *Quantitative Easing*, den Aufkauf von Anleihen durch die Zentralbank, Impulse setzen. Vor allem bleiben das Haushaltsdefizit und die Gesamtverschuldung im historischen Maßstab mit 8% bzw. 70% des BIP ungewöhnlich hoch. Zwei Kriege, massive Steuersenkungen unter Präsident Bush und die Folgen des massiven Konjunkturreinbruchs im Zuge der Finanzkrise haben dazu beigetragen. 2010 lagen die Einnahmen bei 15% des BIP, die Ausgaben dagegen bei 24%, eine Schere die auf Dauer nicht tragbar ist. Und wenn auch wirtschaftliche Erholungen eine gewisse Entspannung an der Fiskalfront erlauben, so ist die Alterung der Bevölkerung und die Explosion der staatlichen Gesundheitsausgaben und Sozialausgaben ein mittel- bis langfristiger Sprengsatz für den Staatshaushalt. Das Haushaltsbüro des Kongresses rechnet damit, dass bei Fortführung der bisherigen Aus- und Einnahmepolitik die Einnahmen 2025 gerade reichen werden, um den Schuldendienst zu leisten, und die Gesundheits- und Rentenversicherung zu finanzieren. 2035 könnte der Verschuldungsstand bei 185% des BIP liegen.

Die ungelösten kurzfristigen und langfristigen Probleme der Haushaltspolitik führen zu großer Unsicherheit über den Kurs der Wirtschaftspolitik, die die Investitionen und damit den Aufschwung verschleppen und zu einer niedrigeren Wirtschaftsleistung und geringerem Beschäftigungsniveau als nötig führen. Den Höchststand erreichte der politische Unsicherheitsindex bei der Auseinandersetzung um die Anhebung der Verschuldungsgrenze im Sommer 2011, gefolgt von der Auseinandersetzung um das "fiscal cliff" zur Jahreswende 2012/13.

Politische Polarisierung als Ursache für die haushaltspolitische Blockade

Verantwortlich für die Produktion von Unsicherheit ist die extreme Polarisierung zwischen beiden politischen Lagern, die sich weder kurzfristig noch mittelfristig auf eine ausgewogene Konsolidierungs- und Wachstumsstrategie einigen können. Diese Polarisierung ist asymmetrisch, da sie überwiegend durch den extremen Rechtsruck der Republikaner unter dem Druck der Tea-Party-Bewegung ausgelöst worden ist. Teil dieses Rechtsruckes ist eine fast fundamentalistisch zu nennende Festlegung auf den Verzicht von Steuererhöhungen zur Haushaltskonsolidierung. Fast alle republikanischen Kongressvertreter haben 2010 eine von gut finanzierten rechten Gruppierungen vorgetragene und der Tea-Party-Bewegung populistisch aufgegriffene Verpflichtung unterschrieben, nie für Steuererhöhungen zu stimmen. Motiviert werden diese Kräfte von einer rückwärtsgewandten Utopie, nämlich dem Glauben, dass die USA zu den Zeiten vor dem amerikanischen Sozialstaat, dem New Deal, zurückkehren könnten. Diese Bewegung ist deshalb so potent, weil sie durch das Vorwahlssystem, in dem mobilisierbare Wähler an den Rändern des politischen Spektrums mehr Einfluss ausüben können, über disziplinierende Sanktionsmechanismen verfügt.

Allerdings ist Obama nicht ganz unschuldig am Aufstieg des Haushaltsradikalismus der Republikaner. So hat Obama das Unbehagen vieler - auch nicht-republikanischer - Wähler an der Höhe der Verschuldung nicht erkannt. Und als die von ihm 2010 eingesetzte überparteiliche Kommission zur Haushaltskonsolidierung Vorschläge vorlegte, ignorierte er sie - zusammen mit den Republikanern. Er hat sich damit anfällig für den Vorwurf gemacht, jegliche Ausgabenkürzungen abzulehnen und Haushaltskonsolidierung überwiegend durch Steuererhöhungen erreichen zu wollen. Der Sieg der Republikaner im Repräsentantenhaus bei den Kongresswahlen 2010 wurde von den Republikanern als Mandat ausgelegt, ihre allein auf Ausgabenkürzungen beruhende Strategie durchzusetzen.

Auseinandersetzungen um die Fiskalpolitik als Dauerkrise

Ein Hauptgrund für die permanente Haushaltskrise ist, dass kein regulärer Haushaltszyklus mehr besteht. Eine Vielzahl von Sonderregelungen und Fristen erfordert immer wieder neuen Entscheidungs- und Verhandlungsbedarf, und das bedeutet in einem polarisierten Regierungssystem Blockademöglichkeiten. Drei Entscheidungsbereiche traten dabei in den Vordergrund: 1) das Auslaufen der von Präsident Bush beschlossenen Steuersenkungen. 2) die Anhebung der Verschuldungsgrenze - eine Anomalie des amerikanischen Haushaltsrechtes und 3) der normale haushaltspolitische Entscheidungsprozess. Letzterer war jedoch de-facto außer Kraft gesetzt. Die exekutiven Budgetvorlagen gerieten zur Makulatur, republikanische Budgetresolutionen waren populistische Verbeugungen vor der Tea-Party. Das Resultat war, dass wirksame Entscheidungen so lange wie möglich aufgeschoben wurden. Eine erste Option zur Haushaltskonsolidierung ergab sich mit gesetzlich vorgesehenem Auslaufen der Steuersenkungen, die Obamas Vorgänger Bush 2001/2003 durchgesetzt hatte. Für die Republikaner war nur die Permanenz niedriger Steuersätze akzeptabel, für die Demokraten wäre ein Eintreten für das Auslaufen der Steuersenkungen einem

politischen Selbstmord bei den Wahlen 2012 gleichgekommen. Selbst die von Obama favorisierte Beschränkung des Auslaufens auf die höheren Einkommensschichten war politisch nicht durchsetzbar, auch nicht in der eigenen Partei. Die Entscheidung wurde bis nach den Präsidentschaftswahlen 2012 verschoben, da auch konjunkturpolitische Gründe kurzfristig gegen Steuererhöhungen sprachen.

Die Rolle der Schuldenobergrenze

Der beste Hebel für die Republikaner, ihre haushaltspolitischen Vorstellungen durchzusetzen, ergab sich durch den Zwang zur Erhöhung der Schuldenobergrenze im Sommer 2011, einer Anomalie des amerikanischen Haushaltsprozesses, die auf ein Gesetz von 1917 zurückgeht. Hier geht es formal um eine Beschränkung zur Aufnahme von Mitteln an den Kapitalmärkten. Für Ausgaben, für die der Kongress Ausgabenermächtigungen schon erteilt hat, liegen diese Ausgaben in der Summe über der willkürlich festgelegten Grenze. Salopp gesagt: Man erlaubt dem Kongress für hohe Steuersenkungen und hohe Ausgaben zu stimmen, verbietet dann aber dem Finanzministerium Anleihen zu nehmen, um die absehbaren Defizite zu finanzieren. In der Vergangenheit wurde die Schuldenobergrenze routinemäßig bei dem Einbringen der Haushaltsentschließung im Kongress erhöht. Die Republikaner beendeten jedoch diese Praxis. Das Brisante daran ist, dass dies auch für den Schuldendienst gilt, so dass im Falle des Nichtnachkommens der Zahlungsverpflichtung, der amerikanische Staat insolvent wäre, da er keine weiteren Anleihen am Kapitalmarkt aufnehmen darf.

Diese Situation setzte die Obama-Administration im Sommer 2012 erheblich unter Druck, als die Republikaner ihre Zustimmung zur Anhebung der Schuldenobergrenze von drastischen Einschnitten im Staatshaushalt abhängig machten. Um eine Insolvenz zu vermeiden und bis zu den Präsidentschaftswahlen 2012 Ruhe zu haben, stimmte Obama mit dem *Budget Control Act* von 2011 Einsparungen von bis zu 2,4 Billionen auf zehn Jahre zu, von denen knapp die Hälfte sofort umgesetzt wurden, die andere Hälfte (mindestens \$1,2 Bill.) jedoch in einem Sonderausschuss des Kongresses festgelegt werden sollte. Sollte dieser scheitern, so würden automatische, pauschale Kürzungen in allen Programmbereichen außer den wichtigsten sozialpolitischen Leistungsprogrammen (aber auch im Verteidigungsbereich) ab Anfang 2012 wirksam werden (*sequester*). Eine Lösung war damit auch nicht erreicht, denn der Kongressausschuss kam zu keiner Einigung. So standen seit Herbst 2012 Zwangskürzungen ins Haus, die besonders die nicht-leistungsbezogenen Programme, also hoheitliche Routineaufgaben wie die Luftfahrtsicherheit, die Lebensmittelsicherheit, Grenzkontrollen, aber auch die Verteidigungsausgaben in Höhe von fast einer halben Billion Dollar beeinträchtigen werden. Die Obama-Administration hatte diese automatischen Kürzungen vorgeschlagen in der Annahme, dass Kürzungen des Verteidigungshaushalts in dieser Größenordnung für die Republikaner inakzeptabel seien und sie an den Verhandlungstisch zwingen würden.

Da bisher beide Parteien nicht bereit waren, Einschnitte bei den wirklichen Kostentreibern im System, den Gesundheits- und Sozialausgaben mit Leistungsanspruch, hinzunehmen, geraten Staatsaufgaben wie Bildung, Energie, Verkehr, Infrastruktur immer mehr unter Druck. Teilweise wird die Leistungsfähigkeit staatlicher Routinevollzüge, insbesondere durch die automatischen Kürzungen,

gefährdet. Keine wirkliche Kurskorrektur brachte der *American Tax Payer Relief Act*, der das Auslaufen der Bush-Einkommenssätze bis auf die für die höchsten Einkommensklassen permanent machte. Zwar gab es gute konjunkturpolitische Gründe gegen Steuererhöhungen auf breiter Front, doch mit dem Auslaufen hätte man den Zuwachs der Neuverschuldung bis 2022 auf 2,3 Billionen US-Dollar und das Defizit auf 58% des BIP begrenzen können. Einkommenssteuererhöhungen (bis auf die Schließung von Schlupflöchern) stehen zur Haushaltskonsolidierung nicht mehr zur Verfügung. Jetzt müssten andere Steuerquellen wie eine Energie-, CO₂- oder gar eine nationale Mehrwertsteuer gefunden werden. Das Gesetz vertagte zudem die automatischen Kürzungen um zwei Monate und schob die Anhebung der Schuldenobergrenze auf den Mai hinaus. Politisch war entscheidend, dass ein Großteil der Republikaner zum ersten Mal seit 20 Jahren wieder für Steuererhöhungen gestimmt hatte, intern eine Belastungsprobe, die die republikanische Führung nur mit Mühe bestand. Jetzt sind die Republikaner wieder auf striktem Konsolidierungskurs ausschließlich durch Ausgabenkürzungen.

Aussichten

Im Gegensatz zur Erhöhung der Schuldenobergrenze und den anstehenden plötzlichen Steuererhöhungen Ende 2012 richten die automatischen Kürzungen schleichende Schäden an, erzeugen aber weniger Handlungsdruck. Es zeigt sich hieran, dass die amerikanische Haushaltspolitik noch weit davon entfernt ist, auf einen stetigen und berechenbaren Kurs einzuschwenken. Die automatischen Kürzungen haben zwar nicht die Brisanz einer eigenmächtig herbeigeführten Staatsinsolvenz oder massiver Steuererhöhungen (*fiscal cliff*), sie werden aber mittelfristig Verwerfungen hervorrufen. So wird in vielen Behörden unbezahlter Zwangsurlaub angeordnet werden. Zwar dürfte das Wachstum mit den Kürzungen 2012 um 0,3-0,6% geringer ausfallen, und die Kürzungen begrenzen keineswegs die Gesamtverschuldung. Für die Tea-Party-Anhänger und die konservativen Republikaner sind sie aber das probate Mittel, um staatliche Aktivitäten zurückzufahren. Sicherlich wird durch das Auslaufen der Überbrückungshaushalte im März und die erneute Notwendigkeit zur Anhebung der Schuldenobergrenze im Mai erneuter Handlungsdruck generiert. Aber Vertrauen schaffend ist diese Situation nicht. Vielmehr produziert sie permanent wirtschaftliche Unsicherheit. Zwar lassen sich einige makroökonomische Gründe finden, die Konsolidierung noch etwas hinauszuögern, doch müssten belastbare mittelfristige Perspektiven für die Leistungsprogramme entwickelt werden. Dies setzt aber einen politischen Konsens über Umfang und Ausmaß der Staatstätigkeit voraus, der augenblicklich schwer zu erzielen ist. So dürfte die amerikanische Politik 2013 von einer Kette von Haushaltsgefechten („rolling budget battles“) bestimmt sein, die der Wähler frühestens im November 2014 beenden kann. ☞



AUSGELEUCHTET UND DURCHLEUCHTET!?

Nichts bleibt mehr privat. Alles ist transparent. Vorbei ist alle Diskretion. Egal ob Bundespräsident oder einfacher Bürger – die Medien machen unser Leben für jeden einsehbar, besonders für Staat und Markt. Und wir, die User, geben freiwillig alles von uns preis. Ist Widerstand zwecklos?

Prominente stellen sich selbst ins Blitzlichtgewitter und beklagen anschließend die Verletzung ihrer Privatsphäre. Politiker und Manager im Blickpunkt der Öffentlichkeit müssen sich die Durchleuchtung ihrer privaten Geschäftsbeziehungen gefallen lassen. Und Geheimdienste werden gelegentlich mit unsauberen Methoden konfrontiert, die sie bei ihrer Arbeit im Geheimen anwenden. Wo endet Privatheit, wo beginnt Öffentlichkeit? Kann und darf es Öffentlichkeit um jeden Preis geben? Das waren nur zwei der Fragen, die der diesjährige Tutzinger Medien-Dialog unter der Leitung von Studienleiter Dr. Axel Schwanebeck und Dr. Michael Schröder, Dozent für Medien und Kommunikationspolitik an der Akademie für Politische Bildung in Tutzing, diskutierte. Nachfolgend eine kurze Zusammenfassung der Ergebnisse:



Michael Schröder / Susanne Prechtl

Geheimnis und Transparenz in der Mediendemokratie

Geheimnis und Demokratie – auf den ersten Blick ein Gegensatz. Ist es doch der große Erfolg der Aufklärung, dass das Arkanum, das Geheime, das nur dem Fürsten Bekannte, so klein und so gering wie möglich bleibt. Meinungs-, Informations- und Medienfreiheit stehen seitdem ganz oben auf der Rangliste der bürgerlichen Freiheitsrechte, ohne die es keine Demokratie geben kann. In Zeiten des Internets und der überall verfügbaren und präsenten Handy-Kameras war scheinbar nie so viel Öffentlichkeit wie heute in der modernen Mediendemokratie. Dabei stellt sich das Problem der Ethik neu: Gibt es noch eine allgemein gültige Verständigung über Kriterien und Maßstäbe der Veröffentlichung, also darüber, was privat bleiben muss und auf keinen Fall öffentlich werden darf?

Der Jurist Franz Schindler (oben), Vorsitzender des NSU-Untersuchungsausschusses im Bayerischen Landtag, im Gespräch mit dem Landesvorsitzenden der Piratenpartei Bayern, Stefan Körner

Übertriebene Geheimhaltung

Franz Schindler hat dazu ganz eigene Ansichten. Der SPD-Landtagsabgeordnete und Jurist ist Vorsitzender des Untersuchungsausschusses zur Affäre rund um das Versagen der Sicherheitsbehörden bei der Mordserie des rechtsextremistischen „Nationalsozialistischen Untergrunds (NSU)“. Er beklagt die seiner Ansicht nach übertriebenen Geheimhaltungsvermerke auf manchen Akten: „Ich habe es immer wieder mit geheimen Protokollen und Akten zu tun. Ich darf hier nicht alles sagen. Ich kann nur schwurbeln – und das seit Monaten. Dabei tun sich Abgründe auf: Verfassungsschutzleute bauen Strukturen selbst auf, die dann bekämpft werden. Und das alles wird mit Steuergeldern finanziert!“ Für den Sozialdemokraten gilt: „Vor dem Souverän darf es eigentlich keine Geheimnisse geben. Der Untersuchungsausschuss kommt an die Grenzen seiner Möglichkeiten. Wir erfahren zwar viel, dürfen aber nicht darüber reden.“

Der bayerische Verfassungsschutzpräsident Burkhard Körner kontert: „Die Öffentlichkeit bleibt nicht außen vor. Sie wird informiert.“ Der Geheimschutz sei auch kein Selbstzweck. Der Schutz der Informanten und V-Leute sei unabdingbar. Mehr Transparenz und Öffentlichkeit seien nötig, wenn der Verfassungsschutz in der Gesellschaft akzeptiert werden soll. Oft wüssten Journalisten mehr als Abgeordnete, gab dagegen Schindler zu bedenken.

„Blinde Flecken“

Für den Journalisten David Schraven, der das Recherche-Ressort der WAZ leitet, ist das Veröffentlichen von Dokumenten und Quellen allein noch keine Leistung: „Das Publikum braucht Bearbeitung, Analyse und Einordnung durch Journalisten. Nur so können Informationen verwertbar gemacht werden.“ Er warf den Behörden und auch Journalistenkollegen vor, im Fall NSU zu lange blind gewesen zu sein. „Man ist dem ersten vagen Verdacht nachgelaufen und hat nicht nachgefragt.“

Carolin Neumann, Chefredakteurin des medienkritischen online-Magazins vocer.de, sieht in der neuen Netzöffentlichkeit auch neue Möglichkeiten für Medienkritik, die in den traditionellen Medien immer weniger stattfindet. Auch David Schraven sieht durchaus „blinde Flecken“, wenn es um die Recherche in der eigenen Zunft geht. Den eigenen Betrieb zum Thema machen? Wohl eher nicht. Viel zu viel würde noch unter Verschluss gehalten.

Traumatisierte Kinder

Mehr Öffentlichkeit für Medienkritik forderte auch Kuno Haberbush vom NDR. Er war lange Leiter des politischen Magazins „Panorama“, der Satiresendung

Fotos: Haist

„extra 3“ und des Medienmagazins „zapp“. „Politiker sind es gewohnt, wenn man kritisch mit ihnen umgeht, Journalisten sind da viel sensibler.“ Der Journalist plauderte aus dem Nähkästchen und sparte nicht mit Kritik: „Wie einige Medienleute nach Tragödien wie dem Amoklauf von Winnenden mit den Beteiligten umgehen, nur um eine gute Story zu bekommen, ist geschmacklos. Traumatisierte Kinder wurden vor Kameras gezerrt.“ Hier ende das Informationsrecht der Öffentlichkeit.

Haberbusch kritisierte Kollegen, die Journalistenrabatte entgegennehmen. Dieselben kritisierten das bei Politikern, weil der Anschein der Käuflichkeit entstehe. Er kritisierte, dass sich prominente „Fernsehnasen“ von Agenturen für hohe Summen vermarkten lassen. „Journalisten fordern Transparenz über die Nebentätigkeiten von Politikern, aber bei sich selbst sind sie diskret. Man kann nicht unabhängig über Firmen berichten, von denen man Geld bekommt.“

Haberbusch kritisierte auch den oft fehlenden Willen zur Recherche: „Wenn ein Klischee für Journalisten stimmig erscheint, prüfen sie es oft nicht nach. Wir zimmern uns manchmal ein Weltbild zurecht, weil es zu dem passt, was wir glauben.“ Er warnt: „Die Pressefreiheit wird untergraben, wenn Journalisten ihre Unabhängigkeit und Glaubwürdigkeit verspielen. Auch in den Medien brauchen wir mehr Transparenz.“

Mehr Schutz für „Whistleblower“

Für mehr Transparenz und Öffentlichkeit wollen auch „Whistleblower“ sorgen. Diese Informanten über interne Unterlagen und Dokumente wollen Alarm schlagen, weil ihnen Zustände in Firmen und Behörden unerträglich erscheinen und der Weg über die Medien oft versperrt ist. Für den Hamburger Medienforscher Johannes Ludwig ist es eine „Gratwanderung zwischen Aufklärung und Verrat“. Er machte die Motive von Whistleblowern deutlich: „Es geht dabei immer um Aufklärung von Missständen, Problemen oder Gefahren, was aber oftmals als Verrat wahrgenommen wird und mit Mobbing oder sogar Kündigungen endet.“ Whistleblower hätten oft ein hohes Arbeitsethos, einen hohen Qualitätsanspruch an sich selbst und sehen sich ihrem Gewissen und der Gesellschaft verpflichtet. Zunächst stehe meist der Versuch, die Missstände intern aufzudecken. „Erst dann wendet sich der Whistleblower an die Medien oder direkt an die Öffentlichkeit“, so Ludwig. Allerdings sehen sich Menschen, die diesen Schritt wagen, mit erheblichen Problemen konfrontiert: „Die Rechtslage in Deutschland ist paradox und uneinheitlich. Es besteht kein Schutz für den Whistleblower. Die verbreitete Kultur des Wegsehens und Nichteinmischens erschwert das zusätzlich.“ Oft gehe der Arbeitsplatz verloren und Psyche und Familienleben leiden unter der Situation, sagte der Hamburger Rechercheforscher. Das Internet biete eine qualitative und quantitative Verbesserung der Möglichkeiten des

Foto Oben: Haist / Fotos 1 – 4 von Unten: Prechtl

Whistleblowings, löse aber die moralische Zwickmühle der Betroffenen nicht auf.

Paparazzi-Opfer

Mit den psychischen Problemen von Medienopfern, die ins Rampenlicht der Journalisten geraten, beschäftigt sich der Züricher Psychiater Mario Gmür. Er kategorisiert insgesamt zehn verschiedene Typen von Medienopfern, darunter das Paparazzi-Opfer, das Opfer von Verhöhnung und das Stigmatisierungsopfer. Es gibt aber auch das Ignorierungsopfer, das durch Nichterwähnung in den Medien Schaden an seiner Psyche nimmt. Allen gemeinsam ist, dass sie sowohl allgemeine, unspezifische Symptome aufweisen. Sie leiden zum Beispiel unter depressiver Verstimmung, Schlaf- und Konzentrationsstörungen oder einem Gefühl der inneren Unruhe. Daneben gibt es aber auch noch für Medienopfer spezifische Symptome: Schamgefühl, Ängste vor Voyeurismus und Isolierung sowie Rückzug oder Überanpassung. Mischformen sind möglich.

Gmür geht mit den Medien hart ins Gericht: „Journalisten sind sich den Folgen ihres Handelns bewusst, aber sie nehmen den psychischen Schaden in Kauf. Ihr Egoismus, das Geschäftstreben, die sadistische Freude am Leid anderer und der Voyeurismus der Öffentlichkeit scheinen das Leid Einzelner zu rechtfertigen.“

Grundsätzlich wurde Joachim Westerbarkey von der Universität Münster: „Öffentlichkeit kann nur über Kommunikation hergestellt werden, sie ist ein Prozess, kein Zustand“, sagte er und spricht von der „Janusköpfigkeit der Kommunikation“. „Öffentlichkeit und Geheimnis schließen sich nicht aus – im Gegenteil, sie bedingen sich gegenseitig.“ Westerbarkey unterschied zwei Typen von Geheimnissen: das intentionale und das funktionale. Letzteres beschreibt eine Information, die nur deshalb geheim bleibt, weil sie im Kommunikationsprozess verschiedenen Selektionsmustern zum Opfer fällt.

Relevanzverlust

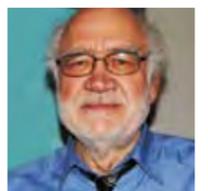
Er spricht dem Geheimnis einen hohen Stellenwert zu, da sich nur dadurch ein struktureller Vorteil und damit Macht generieren lasse – und das werde auch in Zukunft so bleiben: „Im digitalen Zeitalter werden nicht mehr Geheimnisse gelüftet als früher, außer man rechnet Banalitäten mit ein.“ Westerbarkey wies auch auf die Ambivalenzen einer digitalen Öffentlichkeit hin: die enge Vernetzung, das hohe Verständigungspotenzial und die Beschleunigung von Kommunikation einerseits und die Fragmentierung von Themen und Publikum, unsichere Quellen und ein Verlust an Relevanz andererseits. ☞



Dr. Burkhard Körner, Präsident des Bayerischen Landesamtes für Verfassungsschutz.



Kuno Haberbush, ehemaliger Redaktionsleiter von „Panorama“, „extra3“ und „Zapp“ beim NDR.



Der Hamburger Medienforscher Prof. Dr. Johannes Ludwig.



Prof. Dr. em. Joachim Westerbarkey, Kommunikationswissenschaftler an der Universität Münster.



Dr. med. Mario Gmür, Arzt, Psychiater und Medien-Opfer-Forscher aus Zürich.

IN EIGENER SACHE

Medientreff im Münchner Presseclub



Frieder Trommer, Geschäftsführer der Verlage und Firmen der Stiftung Christliche Medien (SCM, Witten), Matthias Drobinski, Innenpolitik-Redakteur der Süddeutschen Zeitung und dort zuständig für Religionen u. Kirchen, Ursula Ott, stellvertretende „Chrismon“-Chefredakteurin, und Akademiendirektor Udo Hahn (v.l.n.r.)

Und Gott chillte... Kann Kirche Medien?

„Und Gott chillte... - Kann Kirche Medien?“ war der erste Medientreff des Jahres im Münchner Presseclub am 4. März 2013 überschrieben. Um im Schüler-Jargon zu bleiben: „Mehr als 'ne Drei“ war bei der Bestandsaufnahme der Podiums-Teilnehmer zur publizistischen Gesamtleistung der Kirchen in Deutschland nicht drin. Vergeben hatte diese Bewertung der nach eigenen Worten „säkulare Journalist“ Matthias Drobinski, seit 1997 bei der „Süddeutschen Zeitung“ im Ressort Innenpolitik zuständig für die Themenfelder Religion und Kirchen. Als „Medienkonzern“ und somit Konkurrenten der weltlichen Presse sehe er die Evangelische Kirche Deutschland (EKD) nicht gerade, sagte Drobinski auf Befragen durch den Moderator des Podiums, den Direktor der Evangelischen Akademie Tutzing, Udo Hahn – aktuelles Beispiel: „Wenn der Papst zurücktritt, wird plötzlich die Wahl eines norddeutschen Landesbischofs nicht mehr so wahrgenommen.“ Personalisierung ist offenbar das Zauberwort, das sich auch die stellvertretende „Chrismon“-Chefredakteurin Ursula Ott bei der Umschreibung von „Qualitätsjournalismus“ auf die Fahnen geschrieben hat, wenn auch nicht als einziges Element: „Gott kann ausruhen, Kirche nicht“, fasste sie bündig das stete Ringen um mediale Aufmerksamkeit zusammen. Ott, die sich auch um das Internet-Portal „Evangelisch.de“ kümmert, verteidigte dabei u.a. die Strategie, sich der Jugend und deren Sprache mit einer „Bibel in Kurznachrichten“ anzunähern: „Es ging darum, das Portal bekannt zu machen“, so Ott, die offenbar ein dickes Fell hat, wenn die ältere Protestantengeneration ein „Oh Gott, oh Gott“ vernehmen lässt und den Untergang der Luther-Bibel samt Abendland befürchtet. Frieder Trommer,

seines Zeichens Verlagsgeschäftsführer der Stiftung Christliche Medien (SCM) in Witten, gab sich da ziemlich marktflexibel, zumal sich auch die „Volksbibel“ in den von ihm betreuten Verlagen bestens verkauft.

Die Gratwanderung zwischen Kostendruck, der Sehnsucht nach publizistischer Reichweite und einem bestimmten kircheninternen Loyalitätsgebot macht es den Kirchen in Deutschland keineswegs leicht, sich im gesellschaftlichen Diskurs der „großen Themen“ immer genügend Gehör zu verschaffen: „Kirche ist ja kein Selbstzweck – sie ist dazu da, das Wort Gottes zu verbreiten“, erinnerte Udo Hahn ans Grundsätzliche. Ursula Ott bekannte, dass sie „den Begriff Öffentlichkeit-arbeit nicht mag“. Man sei ja bei „Chrismon“ (aktuell 1,6 Mio. Druckauflage) schließlich kein „Verlautbarungsorgan“ der Kirche, sondern arbeite allenfalls „für die Firma Gott & Sohn“. Das publizistische „Gewicht“ lasse sich übrigens auch daran messen, dass man als Beilage der „Süd-deutschen Zeitung“ nicht zu schwer werden dürfe: „Sonst nimmt die uns nicht mehr mit“, so Ott. Inhaltlich sei man aber weitgehend frei von Einflussnahme, berichtete die stellvertretende Chefredakteurin der von der EKD jährlich mit 4 Mio. Euro bezuschussten Monatszeitschrift: Nur bei den großen Themen „am Anfang und am Ende des Lebens“ stimme man sich mit der EKD-Spitze ab, „sonst redet man uns nicht hinein, und einmal im Jahr gibt's auch mit den Lesern Ärger“.

Der „säkulare“ „SZ“-Kollege Drobinski meinte, die kirchlich vertriebenen Print-Produkte seien allgemein „besser als ihr Ruf“, würden letztlich allerdings doch an gewisse Grenzen stoßen. Ideal wäre die Qualität „einer guten Lokalzeitung“, so Drobinski, zumindest bei der „Kirchengebiets-presse“, die eher regional geprägt sei. Was die Neuen Medien angehe, wurde auf dem Podium indes die leise Ahnung laut, man könnte im Internet bereits den Anschluss verpasst haben: „Clicks sind nicht alles“, relativierte Ott, aber man werde „dranbleiben“, das sei wie der Wettlauf zwischen Hase und Igel – wobei der Jugend wohl der stachlig-widerborstige Part des Igels zukommt: Schwer zu fassen. Viel „Versuch und Irrtum“ sei da dabei, räumte die Chrismon-Frau ein, und zuweilen erlebe man es auch, dass Online- und Leserbrief-Echo eine ganz andere Richtung einschlagen, als von der Redaktion erwartet. „Die persönlichen Fragen im Leben sind das Entscheidende“, befand Frieder Trommer, dessen Print-Erzeugnisse dank eines finanziell und zeitlich höchst engagierten Unternehmers im Hintergrund sowie der Formel „1 Redakteur + 1 Volontär + viele ehrenamtliche Schreiber“ schwarze Zahlen schreiben. Im Internet sei die Erfolgsgeschichte fast noch beeindruckender, konnte Trommer vermelden: „Jesus.de“ sowie „Amen.de“, eine Art Plattform für Gebete, seien wahre Renner. Drobinski, der erfahrene Praktiker, sagte es etwas anders: „Die traditionsgefestigte, konfessionelle Publizistik bröckelt gerade ab – und kommt auch nicht wieder.“ Fazit des Podiums: Kirche „kann Medien“ durchaus, doch fürchten nicht wenige, dass bei allen publizistischen „Verjüngungskuren“ vielleicht die Substanz von Gottes Wort leidet. Ob der sich statt mit „Vater unser“ einfach so gechillt mit „Hey, Alter“ anreden lässt? ☞

Thomas Lichte

Foto (li.): Schweppinger / Foto (re.): Mrozek

Dienstbeginn von Anton Abraham



Anton Abraham freut sich auf seinen neuen Aufgabenbereich in der Akademieküche.

Am 1. Februar 2013 trat der Koch Anton Abraham seinen Dienst als stellv. Küchenleiter in der Evangelischen Akademie Tutzing an. Der 1965 in Waldkraiburg am Inn geborene neue Kollege komplettiert damit unser Küchenteam, zu dem die Küchenleiterin Barbara Polhuis, die stellv. Küchenleiterin Ingrid Barth und die Hauswirtschaftlerin Jutta Walter sowie die Wirtschaftsgehilfin Florica Pfaff und die Hauswirtschafterin Henrike Pohl gehören. Wir stellten dem neuen Mitarbeiter ein paar Fragen, um ihn besser kennenzulernen:

Tutzinger Blätter:
Was hat Sie dazu bewogen, den Beruf eines Kochs zu erlernen?

Anton Abraham:
Seit frühester Kindheit koche ich mit Freude und Begeisterung. Meine Leidenschaft habe ich zum Beruf gemacht und die Berufsausbildung als Koch im Werdenfeller Land, in Oberbayern, mit Begeisterung absolviert. Ständige Neugier und spielerische Beschäftigung mit Geschmack und Phantasie sind mir ungeheuer wichtig.

Tutzinger Blätter:
Worauf dürfen wir uns freuen, gibt es Spezialitäten?

Anton Abraham:
Im beruflichen Alltag (über zwanzig Jahre in einer Klinik am Starnberger See) und in meiner Freizeit habe ich mich von neuen Eindrücken und Anregungen immer kulinarisch inspirieren lassen. Mein Interesse gilt gleichermaßen heimischer und internationaler Küche (von Jamie Oliver bis Alfons Schuhbeck).

Tutzinger Blätter:
Sie werden im Team arbeiten - zusammen mit fünf Frauen. Eine besondere Herausforderung?

Anton Abraham:
Da ich ein harmoniebedürftiger Mensch bin, ist mir der Arbeitsalltag im Team sehr wichtig: Es ist wie ein Zusammenspiel in einer großen Familie, was viele im Team oft vergessen und woran ich mich und sie immer wieder erinnern möchte. Man verbringt schließlich die meiste Zeit des Lebens miteinander!

Tutzinger Blätter:
Wenn Sie einmal nicht am Herd stehen – was machen Sie privat am liebsten?

Anton Abraham:
Da lässt sich einiges aufzählen: Fahrradtouren, Fitnesssport, Bergwandern, Lesen, Kino und anspruchsvolle digitale Fotografie. ☞

NACHRICHTEN AUS DEM FREUNDESKREIS



Er wechselte die Kanzel mit der Bütt: Regionalbischof *Christian Schmidt*.

Bernd Matthes / Christian Schmidt:

Von der Kanzel in die Bütt beim Freundeskreis Kulmbach

Im Freundeskreis Kulmbach hat am Unsinnigen Donnerstag des Jahres 2013 eine große Zahl an Interessenten Regionalbischof *Christian Schmidt* erwartet. Er stieg von der Kanzel in die Bütt. Alle waren restlos begeistert, wie er durch fränkisch gereimte Worte aus vielen Faschingspredigten, welche er seit 1986 hält, vorgetragen hat. Hierbei hat er uns den Glauben an Gott, der ein Backofen voller Liebe ist, näher gebracht. Dazu hat das Kulmbacher TonART-Vokalensemble unter der Leitung von KMD *Ingo Hahn* zum Lob des Herrn gesungen. Nachfolgend lesen Sie den Beginn der Faschingspredigt 2013 von Oberkirchenrat *Christian Schmidt*, welche auch am 10. Februar in einer Live-Übertragung im Bayerischen Fernsehen aus dem St. Wunibalds Münster Heidenheim zu hören war:

Der Fasching, der gilt weit und breit
als fünfte, tolle Jahreszeit,
du kennst su manchen nicht mehr wieder:
a Mannsbild trägt a mordsdrum Mieder,
a rabenschwarze wird etz blond,
a schwächlichs Männla zum James Bond,
a Lebedame wird zur Nonne,
a Spindeldürre eine Tonne,
a unscheinbarer, sonst stets schlichter
entpuppt sich etz als großer Dichter,
der – ja gibt's suwos auf der Welt?! –
die tollsten Büttreden hält
und aufspießt, was die Herrn do drobn
sich alles so geleistet hobn.
Ja, eh die Fastenzeit beginnt,
hat mer scho immer noch geschwind –
du mogsters leugnen oder fassen –
die Sau noch amol rausgelassen.

Des is sugor – des hob i glesen –
vormals aa in der Kirch so gewesen,

do hat an Buhn mer – ungelogn –
su wie an Bischof angezogn,
und der hat dann den Herrn, den alten,
amol den Spiegel vorgehalten
und sie durch den Kakao gezogn –
die Leit hobn si vor Lachen bogt;
aa Mol im Johr, an vielen Orten
die Kanzel is zur Bütt geworden!
Und des solls heut a wieder werd'n –
ich waaß, net jeder hat des gern,
doch kummt dir des aa komisch vor,
dann bitt i di: nimms mit Humor!
Und außerdem, Schorsch, Frieda, Marie:
die Predigt wird deswegn ka Gschmarri
und hält, wie's ja scho öfters wor,
uns allezamm an Spiegel vor.

Ich glaab, mir Menschen dazu neign
mit unserm Finger hinzuzeigen
auf andre, und do findst aa – gel –
a ganze Menge auf der Stell,

wosd kritisiern konnst: „Schau mal an,
was hat denn der da bloß getan,
des sin ja echt scho tolle Dinger!“
Doch denk dro, wenn du mit aam Finger
af andre zeigst, dann zeign fei glei
auf dich zurück der Finger drei!

Drum lass mein Zeigefinger wandern
ich heut mitnichten auf die andern,
die hat bo uns in Franken hier
mer in Veitshöchheim im Visier;
heut werd'n – es sei von euch gelitten –
der Kirch gelesen die Leviten!
Doch bleibn mir doberbei net stehn,
na naa, ich denk, mir werden sehn:
es gibt aa in der Kirch echt Tolles
und wunderbar Verheißungsvolles,
woosd spürn konnst, ja ich sog's euch gleich,
a weng wos scho vo Gottes Reich.

Nun mag vielen klar werden, warum Oberkirchenrat *Christian Schmidt* mit nicht enden wollendem Beifall bedacht worden ist. Die Gesellschaft ging nur zögernd, aber erfüllt und schmunzelnd heim.

Wolfgang Meierhöfer / Ehrenfried Lachmann:

Menschen in Israel



Besteht eine Möglichkeit für ein dauerhaftes, friedliches Miteinander von Juden und Arabern? Der örtliche Freundeskreis der Evangelischen Akademie Tutzing in Weiden diskutierte anhand eines Films dieses Thema mit *Claudia Sörgel*, *Dr. Helmut Hülsmann*, *Herbert Sörgel*, *Santtu Weniger*, *Dr. Ehrenfried Lachmann* und *Lisa Weniger* (v.l.n.r.)

Shaul und Ali sind Freunde geworden. Die wenigen Kilometer, die den jüdischen vom arabischen Israeli zu Hause trennen, stellten eine unüberbrückbare Hürde für ein vertrauensvolles Treffen dar. Im gut 3000 km entfernten Flossenbürg jedoch fanden die beiden Männer Mut und Kraft zum gegenseitigen Verstehen. Das Grauen des Holocaust öffnete ihre Herzen füreinander.

Dass die Möglichkeit eines dauerhaften, friedlichen Miteinanders von Juden und Arabern in Nahost keine Utopie bleiben muss, zeigten die Pfarrersehepaare *Herbert* und *Claudia Sörgel* (Flossenbürg) sowie *Santtu* und *Lisa Weniger* (Floß) am Montagabend vor dem Freundeskreis der Evangelischen Akademie Tutzing im Haus der Gemeinde auf. *Dr. Ehrenfried Lachmann* moderierte die Veranstaltung und Diskussion. In einem knapp halbstündigen Film ließ Mediendesigner *Santtu Weniger* die Menschen in Israel zu Wort kommen und Bilder sprechen.

„Sei wie der Olivenbaum“, lautete Ali Ayoub's Motto. „Mit tiefen, starken Wurzeln dem eigenen Land verbunden.“ Daraus könne Toleranz, Liebe und Frieden wachsen. Ganz christlich klang das Credo des gläubigen Muslims: „Auch wenn dich jemand hasst oder dir Unrecht tut, musst du tolerant bleiben.“ Schließlich seien Drusen, Juden und Christen Brüder.

Blut wohin man schaut

Für Ali Ayoub und Shaul Hollander bedurfte es der Konfrontation mit dem Holocaust, um die eigene Frontsicht zu relativieren. „Wenn ihr so etwas Schlimmes erlebt habt, warum geht ihr dann so mit uns um?“, fragte Ali seinen Gegenpart Shaul vor fünf Jahren beim Internationalen Jugendtreffen in Flossenbürg. „Ein Jude wacht am Morgen mit zwei Ängsten auf: Gibt es mein Land noch? Wenn nein, wo gehe ich dann hin“, bekam er zur Antwort. Für Shaul Hollander ist der gegenwärtige Zustand ein Albtraum: „Blut wo du hinschaust.“ Seine Frage nach den, inzwischen mehrfachen Treffen in Flossenbürg lautet: „Was machen wir mit diesen furchtbaren Ge-

schichten, wenn wir wieder zurück in Israel sind?“ Sein Ziel lässt sich mit dem Titel des Films von *Santtu Weniger* beschreiben „Together forever“. Dazu sei eine radikale Abkehr von dem „fight and hate each other“ notwendig.

Der Film zeigte, dass es diese Haltung auch bei jüdischen und arabischen Jugendlichen in Israel gibt. „Israel wird das sein, was wir daraus machen“, sagte eine junge Jüdin. „Wir wollen, dass wir gerechter und menschlicher miteinander umgehen und nicht mehr Ängste oder Vorurteile mit uns tragen müssen.“ Dem stimmte ein arabischer Jugendlicher zu und ergänzte: „Wir müssen die Vergangenheit vergessen machen.“

Pfarrer *Herbert Sörgel* betonte in seinem erläuternden Referat die Rolle der Gedenkstätte Flossenbürg. „Da fanden wunderbare Gespräche statt, die so in Israel nicht möglich gewesen wären.“ Er gab auch zu, „dass wir (Deutschen) einen Anteil an dieser Problematik haben“. Authentisch seine Schilderung der Lebensverhältnisse in jüdischen und arabischen Familien, wo die vier Oberpfälzer je fünf Tage wohnten.

Fazit aus der Diskussion, Film und Vortrag: Es besteht eine große Sehnsucht nach mehr Miteinander, Toleranz und Frieden unter den zu Wort kommenden jungen Israelis (Juden und Araber).

Bayerntag 2013

Kaufbeuren – eine protestantische Freie Reichsstadt

Unter diesem Motto findet am 15. und 16. Juni 2013 der diesjährige Bayerntag des Freundeskreises statt. Dazu hat der örtliche Freundeskreis Kaufbeuren, der zugleich sein 60-jähriges Bestehen feiert, ein hochinteressantes Programm erstellt. Es führt in die wechselvolle Geschichte Kaufbeurens ein.

In vier unterschiedlich gestalteten Rundgängen werden nicht nur die Altstadt besichtigt, sondern nach Wahl das neu eröffnete Stadtmuseum, das evangelische Kirchenarchiv, der Franziskusgarten des Crescentia-Klosters mit Aufstieg auf den Blasiusberg zur gotischen Blasiuskirche besucht. Auch eine Fahrt ins nah gelegene Neugablonz, das 1946 von vertriebenen Sudetendeutschen aus Gablonz (Nordböhmen) gegründet wurde, mit einem Besuch des Isergebirgsmuseums und des Hauses des Schmucks ist vorgesehen. Der Samstag klingt mit einem Festabend aus, bei dem das bekannte Brass-Ensemble „Blechragout“ für die rechte Stimmung sorgen wird. Am Sonntag beschließen ein gemeinsamer Gottesdienst in der Dreifaltigkeitskirche und ein Besuch des Klosters Irsee sowie ein gemeinsames Mittagessen im Klosterbräu den Bayerntag. ☞



Kaufbeuren, Neptunbrunnen an der Kaiser-Max Straße

Publikationen



Joachim Gauck (Hg.)

Freiheit. Ein Plädoyer

Kösel Verlag, München 2012,
62 Seiten, € 10,00



Martin Held, Gisela Kubon-Gilke,
Richard Sturm (Hg.)

Normative und institutionelle Grundfragen der Ökonomik

Jahrbuch 11. Lehren aus der Krise für die Makroökonomik

Metropolis Verlag, Marburg 2012,
310 Seiten, € 29,80



epd Dokumentation
Nr. 14/15

Stark und gleich. Globale Ziele für Frauen

Verlag Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik,
Frankfurt a.M. 2012,
68 Seiten, € 3,20

Impressum

Herausgeber:

Evangelische Akademie Tutzing
Direktor Udo Hahn
Schlossstr. 2+4, 82327 Tutzing

Redaktion:

Dr. Axel Schwanebeck (verantwortlich)
T.: 08158 / 251-112
F: 08158 / 99 64 22

schwanebeck@ev-akademie-tutzing.de

Art Direktor:

Patrick Märki / Silke Streppelhoff

Verlag:

Evangelischer Presseverband für Bayern e.V.

Vorstand: Dr. Roland Gertz

Birkerstr. 22, 80636 München

Druck:

ulenspiegel druck gmbh

Birkenstraße 3, 82346 Andechs

T: 08157 / 99 75 9 - 0

F: 08157 / 99 75 9 - 22

Erscheinungsweise:

vierteljährlich

Die Tutzinger Blätter

erhalten Sie zu folgenden Konditionen:

Einzelheft: 3,00 Euro;

Jahresabonnement: 10,- Euro.

Konto-Verbindung: Kto.-Nr.: 10 30 531,

Blz.: 520 604 10,

bei:

Evangelische Kreditgenossenschaft eG, Kassel

www.ev-akademie-tutzing.de

www.facebook.com/EATutzing

Daumen hoch für die Evangelische Akademie Tutzing!

Seit dem vergangenen Jahr ist die Evangelische Akademie Tutzing auf Facebook präsent.

Im Laufe der nächsten Monate soll dieses Engagement auch auf andere Social Media Dienste ausgeweitet werden. Unter

www.facebook.com/EATutzing

sind Sie herzlich eingeladen, das Geschehen aktiv mitzuverfolgen.

Wir freuen uns auf Beiträge, Kommentare und interessierte Fans!



www.ev-akademie-tutzing.de

Hiermit bestelle ich:

Freiheit. Ein Plädoyer Exemplare

Normative und institutionelle Grundfragen der Ökonomik.
Jahrbuch 11. Lehren aus der Krise der Makroökonomik Exemplare

Stark und gleich. Globale Ziele für Frauen Exemplare

Anrede

Vorname Name

Straße / Nr. Ort

Land

Telefon E-Mail

Datum Unterschrift

Bitte
ausreichend
freimachen

Antwort

Evangelische Akademie Tutzing

z. Hd. Frau Baumert

Postfach 1227

82324 Tutzing

Andacht

Nach den Sternen greifen – ein himmlisches Gefühl

... und dann spielt Jimmy Page auf seiner Gibson Les Paul ein Wahnsinns-Solo. ‚Stairways to heaven‘ von Led Zeppelin, was für ein Schmachtfetzen seliger Jugend. Da wurde auf ‚ner Fete die Nadel vom Plattenspieler schon mal per Hand öfters wieder retour gelegt, quasi die manuelle Repeat-Taste, um den Stehblues ins Ewige zu schieben. Ein himmlisches Gefühl, was Led Zeppelin, neben all jenen, die uns bis heute als Woodstock-Musikwolke umgeben, auf Abruf auslöste. Was Wunder, dass nach Jahrzehnten das erste Konzert von Led Zeppelin im Herbst 2007 schier 15 Millionen Leute erleben wollten. Wār‘ auch gern dabei gewesen, in London, live die ‚stairway to heaven‘ hochzulaufen, habe mich vor Weihnachten mit der CD davon, ‚Celebration Day‘, getröstet. Diese a-moll Partitur. Oh Lord, was haben wir’s geübt, diesen Griff am 5. Bund und seine ablaufenden Riffs. Wie einfach das klang, unsere Herzen und Sinne eroberte, und wie schwer war das selber zu spielen, bis es nach einem Jahr in unserer kleinen Band mit einer Les Paul von Framus statt der sündteuren Gibson, dann doch ganz passabel ging.

Ja, nach den Sternen greifen, wie sehr steckt das in uns als ein geschöpfliches Begehren, nefesch oder nāpās, was Luther ein bissle zu platonisch mit Seele übersetzt. Es ist eher ein sinnliches, materiales Unruhigsein, ein Sehnen nach Leben, ein Verlangen nach Liebe, ein Feeling nach Lust, was der Schöpfer in uns gelegt hat. „... and she’s buying a stairway to heaven“! Ja, das wār’s, dass man das kaufen könnte, wenn nicht ich, dann sie, das Girl vom Blues, die Lady des Jazz, das Mädchen, in das man verknallt war, mit Geld ordern, das himmlische Gefühl, die stairway to heaven. Aber so leicht geht es net. Man hat halt öfters einen Korb bekommen von der Angehimmelten. Wer net kriegt, was er will, muss woll’n, was er kriegt? So hegelisch, ‚Freiheit als Einsicht in die Notwendigkeit, is‘ kein Mensch. So gehört zur stairway to heaven die Melancholie, ja, die Trauer der Erdschwere. Es sind halt zumeist kleine Stufen, bemessene Schritte, zäh, fleißig, von Frustrationen durchwoben, die zu den großen Zielen, den ganz großen Wunscherfüllungen führen – oder auch nicht. Du nimmst deinen ganzen Mut zusammen, alle Kraft, sprichst die Flamme an – und? Du übst auf der Klampfe, 3, 4 Stunden am Tag, ein, zwei Jahre lang, hornhautgrüne Fingerkuppen, a-moll geht’s los, bis du es dir auf den Leib gespielt hast, das Blues-Schema, und dann? Es kommt vielleicht dein Auftritt, sie, ihn anzusprechen, ‚Du ...‘, oder mit der Band öffentlich zu spielen. Ja, bin ich gut genug? „Kilchberg“ nennt Heinrich Detering sein Gedicht: „... täglich andere Ängste/und immer dieselbe Angst/die erste die letzte die längste/dass du nicht langst – dass du nie genug bist/dass du nie genügend/dass deine Sicherheit Trug ist /dass du lügst

– Angst vor offenen Plätzen/Gier nach dem eigenen Platz/nachts das alte Entsetzen/morgens der nächste Satz“.

Stairway to heaven? „Was man sich nicht erfliegen kann, muss man sich erhinken“ sagt Sigmund Freud einmal. Ein bissle was geht allemal. Doch der Griff nach den Sternen? Auch die Bibel ist voller Geschichten um die Himmelsleiter. Das geht von Joseph an, der von der Stairway to heaven träumt und sogar mit einem Engel auf ihr ringt, der ihm die Hüfte ausrenkt, wie er ganz nach oben kommen will. Das schwelgt in den Jüngern auf’m Berg der Verklärung, ‚hier oben ist gut sein‘, und so wollen sie nimmer nunter in die Tristesse des Alltags, sondern lieber gleich ins himmlische Jerusalem. Bis heute ist es so. Himmelhoch jauchzend und zu Tode betrübt sind beisammen. „Non coereri maximo, contineri tamen a minimo, divinum est“ – ‚was nichts Größeres über sich hat und noch das Kleinste in sich birgt, heilig ist’s‘. Hölderlin stellt den Grabspruch des Ignatius von Loyola seinem Hyperion voran. So mag, was wir anhimmeln, das Göttliche, unser Menschliches, wie verletzlich, unvollkommen, sterblich wir sind, unser Kleinstes auch heute in sich bergen. Wie der Psalmist, noch ohne Les Paul Gitarre, auf seiner Lyra singt vom allumfassenden Gefühl der Geborgenheit in Gott: „Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir. - Führe ich gen Himmel, so bist du da; betete ich mich bei den Toten, siehe, so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde auch dort deine Hand mich führen und deine Rechte mich halten. - Denn – du hast mich gebildet im Mutterleibe. Ich danke Dir dafür, dass ich wunderbar gemacht bin“ (Ps. 139).

Amen

Morgenandacht von Studienleiter Pfr. Dr. *Jochen Wagner* anlässlich der Tagung „Intimität – Glück, Geheimnis, Schrecken“